V. Jahrgang Juli-August 1933 Heft 4

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich

Preis des Heftes Mark 2·–

Psychoanalytische Bewegung

V. Jahrgang Juli - August 1933 Heft 4

Zur Psychologie der Geschlechter

Zwei Radiovorträge *)

von

Ernst Simmel (Berlin)

I.

Meine Damen und Herren!

Das Thema „Zur Psychologie der Geschlechter", über das ich heute zu Ihnen zu sprechen die Ehre habe, ist umfangreich und inhaltschwer. Die Begrenzung, die mir der Rahmen zweier kurzer Rundfunkvorträge hiefür bietet, ist außerordentlich eng; und so muß ich mich darauf beschränken, die in meinem Thema enthaltene Problematik nicht erschöpfend behandeln zu wollen, sondern sie nur von gewissen Fragestellungen aus zu beleuchten. Und zwar soll unsere Betrachtungsweise, namentlich im zweiten Vortrag, durch eine bestimmte tiefenpsychologische Methode ermöglicht werden, durch die Psychoanalyse Sigmund Freuds.

Die Fragen, die Sie, meine verehrten Hörerinnen und Hörer, an unserem Thema interessieren dürften, sind die: Gibt es überhaupt eine geschlechtlich differenzierte Psychologie? Das heißt: ist die seelische Struktur der weiblichen Persönlichkeit eine andere als die des Mannes? Wo liegen die seelischen Differenzpunkte der Geschlechter und welche Bedeutung haben diese Differenzpunkte für die Beziehungen der Geschlechter zueinander?

*) Januar 1932.

Die Forderung Goethes „Mensch, dein höchstes Studium sei der Mensch" erhält ihre besondere Nuance, wenn die Geschlechter anfangen, sich gegenseitig zu studieren, wenn der Mann seine Forschung speziell auf den weiblichen Menschen einstellt und umgekehrt. — Es ist das Verdienst moderner Psychologinnen, darauf hingewiesen zu haben, daß hier der Blick wissenschaftlicher Erkenntnis durch ein affektives Moment getrübt ist, das der triebsexuellen Verschiedenheit des Forschers und seines Forschungsobjektes entstammt. Das Mysterium der Andersgeschlechtlichkeit setzt nämlich doch dem intellektuellen Verständnis zwischen Mann und Weib irgendwo eine Grenze. Diese Schranke, die ein vollständiges Erfassen der andersgeschlechtlichen Persönlichkeit hindert, kann sich nur zeitweilig öffnen, wenn triebgeborene Affekte eben nicht mehr trennen sondern binden, und dadurch ein gefühlsmäßiges Wissen um den anderen entsteht, das heißt: in der Liebe. In ihr wirkt sich ja die seelische Repräsentanz des Naturtriebes aus, der eben nicht auf Differenzierung, sondern Verschmelzung, das ist Einswerdung der Geschlechter, drängt. — Es ist darum wohl richtig, daß die vergleichende Geschlechterpsychologie, die wir besitzen, auch wenn sie vom Weibe aussagt, mehr eine männliche Psychologie ist. Denn der Mann ist nicht nur der Herrscher unseres Kulturkreises, sondern auch im wesentlichen der Erforscher der weiblichen Psychologie. Diese Psychologie wird desto eher von unkontrollierbaren triebreaktiven Einflüssen beeinflußt sein, als sie eine Experimentalpsychologie ist, die im wesentlichen die Äußerungen des Bewußtseins registriert, ohne Einblick in das Unbewußte des Seelenlebens, das doch die eigentliche Heimat des Sexualtriebs ist. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß diese Psychologie auch eine Art Wertbegriff umfaßt. Besagt sie doch, daß die differentialpsychologischen Ergebnisse der Frau eine Sonderstellung in der Gesellschaft zuschreiben auf Grund ihres natürlichen Berufs der Mutterschaft, der notwendig mache, daß die führenden Berufe in der sozialen Gemeinschaft dem Mann überlassen werden müssen. Eine ganze Reihe von Eigenschaften werden als spezifisch weiblich angesehen, weil sie ableitbar sind aus jener sinngemäßen Anlage der Frau: Zu empfangen und den empfangenen Keim mit Hingabe der ganzen Person in geduldiger Tragfähigkeit zur Entfaltung zu bringen; dies im Gegensatz zum Manne, dem eine spezifisch führende, das will sagen aktiv zeugende, schöpferische Produktivität in der Kulturgemeinschaft zugeschrieben wird. Damit ver-

knüpft sich nach herrschendem Urteil die Neigung der Frau, sich unterzuordnen, auch in intellektueller Beziehung sich eher dem Urteil eines anderen anzupassen, überhaupt auf Anforderungen der Realität mehr gefühlsmäßig-persönlich-subjektiv als verstandesgemäß-objektiv zu reagieren.

Soviel mag vorläufig für eine vergleichende Betrachtung des männlichen und weiblichen Geschlechtscharakters genügen. Auf Einzelheiten werde ich an späterer Stelle zurückkommen.

Der skizzierte psychologische Tatbestand — natürlich nur im groben Durchschnitt gesehen — mag im allgemeinen nicht bestritten werden. Doch scheint mir ein Einwand recht beachtlich, ein Einwand, der namentlich von der Professorin Mathilde Vaerting erhoben wird, daß die so als für die Frau typisch gekennzeichnete Mentalität typisch sei für jede Gesellschaftsschicht, die sich von einer anderen in Abhängigkeit befindet. Auch die Tatsache, daß es ein besonderer Zug des weiblichen Charakters sei, das männliche Geschlecht höher zu bewerten, sich in seiner eigenen Geschlechtsrolle nicht glücklich zu fühlen und aus dieser Art von „Minderwertigkeitsgefühl" heraus den Mann zu kopieren, ist nach ihrer Meinung nicht weibliche Mentalität, sondern die eines Dieners, der die Distanz zu seinem Herrscher auszugleichen bestrebt ist. Als Stütze dieser Anschauung wird ins Feld geführt, daß es keine sogenannte spezifisch weibliche Eigentümlichkeit gibt, die wir nicht ebenso spezifisch auch beim Manne finden. So z. B. die Neigung zur Heldenverehrung, die Neigung, sich zu unterwerfen, die Neigung zum Gehorsam einem erkorenen Führer gegenüber. Der „Ruf nach dem starken Mann" ist gerade bei dem für die Politik begabten Manne heute, wie die Gegenwart lehrt, nicht schwächer als bei der angeblich so unpolitischen Frau.

Der Mann hat also die Frau mit ihrer Liebesfülle auf dem Thron der Mutterschaft, der doch längst nicht für alle erreichbar ist, isoliert und fordert dementsprechend für sie die monogame Liebe, d. h. die einmalige Bindung an ein einziges Liebesobjekt auf Lebenszeit. Er ist leicht geneigt, dort, wo die Frau an den Mann dieselben Ansprüche auf monogame Bindung des Mannes stellt, wieder einen typisch weiblichen Charakterzug zu erkennen, nämlich weibliche Eifersucht. — Außerhalb der Ehe möchte der Mann der Frau Liebe verwehren, gestützt auf die Berufung der Frau zur Mutterschaft. — Und doch hat im schroffen Gegensatz hierzu die kulturelle Sexualmoral den Typ der Dirne geschaffen, die dem Manne für sein größeres Variations-

bedürfnis zur Verfügung stehen soll, ohne ihr Recht auf Mutterschaft anmelden zu dürfen. — Die Frage, die uns interessiert, ist die: Was entspricht hierbei wirklich der Anlage des Weibes, worin liegt das „Recht, das mit ihm geboren“ ist? Dabei bleibt noch immer zum Schluß die Frage offen: Wie kam es denn überhaupt, daß irgendwann einmal, im Anfang unserer Kultur, die Frau in die soziale Abhängigkeit vom Manne geraten konnte? Ist es wirklich nur die physische Überlegenheit des Mannes, die ihn zum sozialen Herrscher machte? Oder spielt hier in das Kollektivschicksal der Frau etwas hinein, was sie aus ihrem individuellen Liebesschicksal übernommen hat? Wir wissen ja, daß die typische Sexualentwicklung des Weibes mit einer gewissen Angst vor dem anderen Geschlecht anhebt und daß es trotz zwangsläufig-passiver Abwehr im Manne gerade seinen Überwinder liebt. Sollte die Frau in jener prähistorischen Vorzeit aus ihrer individuellen Triebgebundenheit dem Mann seinen Sieg auch als Kollektivwesen zugeschoben haben? Dieser Sieg wurde freilich für sie sehr verhängnisvoll. Denn im individuellen Liebesschicksal hat die Frau noch in ihrer Unterwerfung eine gewaltige Machtposition im Reich der Liebe, in dem der Mann weit öfter die dienende Rolle spielt als er weiß. Durch ihre soziale Unterordnung aber hat sich die Frau dieser Macht begeben; und so konnte der Mann, außerhalb des Bannkreises individueller weiblicher Triebbedürfnisse, seinen Sexual-Egoismus der Frauenwelt gegenüber ganz allgemein entfalten.

Wie sieht nun in der Praxis der Gegenwart die Theorie dieser differenzierenden Sexualpsychologie aus? — Wirtschaftliche Not hat längst den Mann gezwungen, die Frau auch im sozialen Leben an seine Seite zu rufen und ihr den Weg in eine Berufsarbeit zu eröffnen, die nach herrschender Psychologie eigentlich nur männlicher Eigenart zugänglich war. Die proletarische Frau steht schon längst mitten im Produktionsprozeß der Gesellschaft und vollbringt, wenn sie daneben noch ihren Beruf als Mutter erfüllt, verglichen mit dem Mann, eine qualitative und quantitative Mehrleistung. Die gesamte Frauenwelt der Gegenwart sehen wir heute auf ähnlichem Wege. Nachdem ihr die Not des Krieges und der Nachkriegszeit die gleichen Pflichten wie dem Mann auferlegt hat, erweist sie sich immer mehr qualifiziert für ehedem rein männlich erscheinende Berufe. Mit dem politischen Wahlrecht erkämpft sich heute die Frau nicht nur das Recht des Mannes, sondern auch ihr eigenes Recht, d. h. das Recht auf den Mann, das Recht auf Liebe.

Wir stehen mitten in einer Zeit von Umwälzungen der ökonomischen Beziehungen der Menschen zueinander und im Zusammenhang mit ihnen auch in einer Umlagerung der triebgegebenen Beziehungen zwischen Mann und Weib.

Es ist nur eine Konsequenz dieser Zeit der Umwälzung und der dadurch bedingten Ratlosigkeit des einzelnen, daß allenthalben Institutionen wie auch Einzelpersönlichkeiten auf den Plan treten, die helfend eingreifen, in diese Verwirrung Klarheit bringen wollen. Private Sexualberatungsstellen, amtliche Eheberatungsstellen sind entstanden; und kluge Männer schreiben Lehrbücher über die Ehe. Solche Hilfsversuche, wie beispielsweise der von van de Velde, müssen m. E. fehlgehen, wenn sie nicht die Möglichkeit haben, Triebphysiologie und Triebpsychologie als eine Einheit ins Feld zu führen. Denn der Sexualtrieb bedeutet für den Menschen nicht nur die Brücke zum anderen Geschlecht, sondern die Brücke zur Umwelt überhaupt und vor allem im eigenen Ich die Brücke zwischen Leib und Seele.

Der Irrtum in der landläufigen Geschlechterpsychologie scheint mir darauf zu beruhen, daß Sexualtrieb und Fortpflanzungstrieb als völlig identisch miteinander betrachtet werden. Natürlich liegt mir fern zu bestreiten, daß der naturgegebene Drang der Geschlechtervermischung einem dem Menschen innewohnenden, nicht dauernd bewußten Triebe zur Fortpflanzung entspricht. Die Tatsache, daß Mann und Weib einander bedürfen, liegt wohl allerletzten Endes in dem uns allen innewohnenden Drang begründet, mit Hilfe des anderen Geschlechts uns dem schwer erträglichen Gesetz der Endlichkeit alles Irdischen zu entziehen. Die beseelende Kraft der sexuellen Vermählung basiert sicher auch auf der Tatsache, daß wir durch sie, durch Zeugen und Gebären, über die Grenzen unserer individuellen Person hinaus ins Unendliche wirken. — Insofern mag Schopenhauer recht haben, wenn er in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ Wollust definiert als die Lust, über seine eigene Existenz hinaus die Existenz der Gattung zu wollen. Keinesfalls aber ist dieser Gesichtspunkt der maßgebliche, wenn wir die Vielfältigkeit erotischer Problematik speziell in ihrer Wechselwirkung mit der zivilisatorischen Struktur der Gesellschaft verstehen wollen. — Hat uns doch die Freudsche Psychoanalyse frühzeitig darüber belehrt, daß die anscheinend sinnlose Verschwendung, die die Natur mit den Keimzellen ihrer Geschöpfe treibt — deren sie so sehr viel mehr produziert und ausschüttet, als sie zur Entfaltung bringen kann — beim Menschen gerade den tieferen Sinn seiner eigentlichen

Menschwerdung umschließt. Der menschliche Sexualtrieb nämlich, der das Individuum während seiner ganzen Lebenszeit begleitet, wird nicht analog der tierischen Brunstzeit durch Pausen unterbrochen. Er erwacht schon im Kinde, und das Übermaß an erotischer Kraft — diesem Sexualtrieb entstammend, das nicht zur Objektbindung benötigt wird, das dem Ziele der Fortpflanzung nicht dient, — diese Kraft bildet in der menschlichen Seele ein Staubecken, aus dem in desexualisierten Liebesstrebungen sowohl die Einzelpsyche wie die Kollektivpsyche einer Kulturgemeinsamkeit sich aufbaut. In Variation eines Wortes von Nietzsche darf ich sagen: Dort, wo für den Menschen mit seinem Trieb zum anderen Geschlecht das Ziel der Fortpflanzung entfällt, pflanzt er sich nicht fort, sondern sein eigenes Selbst hinauf. Die allgemeine Anschauung ist aber immer noch in dem Irrtum befangen, daß der Sexualtrieb nur da bestehen dürfte, wo auch die Möglichkeit der Fortpflanzung gegeben ist. Die hieraus sich ergebenden Gebote und Verbote, die namentlich das weibliche Geschlecht betreffen, sind aber sicherlich erst die Ursache für die Prägung eines wesentlichen Teils der sogen.] weiblichen Eigenart, die nicht seiner naturgemäßen Anlage entspricht.

Wir verlangen vom Kind, daß es noch nichts von der Sexualität weiß und erst das andere Geschlecht entdeckt, wenn es in der Pubertätszeit aus seinem nicht mehr zu verleugnenden Sehnen es zwangsläufig sucht. Der Frau besonders soll auch trotz physiologischer und allgemein menschlicher Reife nach Möglichkeit diese kindliche Unwissenheit bis zum Zeitpunkt der Eheschließung erhalten bleiben und nur innerhalb dieser soll sie ihren Sexualtrieb erstmalig frei entfalten dürfen. — Professor Freud hat schon in einer frühen Arbeit „Die Nervosität und die kulturelle Sexualmoral" nachgewiesen, wie gerade diese Haltung der Gesellschaft schuld ist an der zwangsläufigen Verkümmerung der weiblichen Persönlichkeit, nicht nur in ihrer Liebesfähigkeit, sondern auch in ihrer geistigen Entwicklung. Die Reichweite des geistigen Horizontes eines Menschen, Art und Grad seiner Denkfähigkeit, stehen in gesetzmäßiger Abhängigkeit zu seiner Liebesfähigkeit. Die Interessen des Menschen sind sublimierte Liebesempfindungen. Es ist darum verständlich, daß das Weib häufig diese Sublimierungen nicht aufbringt, weil die Gesellschaft sie im ganzen an einer entsprechenden Erfüllung ihres Sexualstrebens hindert. Der weibliche Charakterzug, von dem ich eingangs sprach, der Drang, mehr gefühlsmäßig-subjektiv, statt verstandesmäßig-objektiv zu reagieren, scheint mir demnach keine Natur-

anlage, sondern die Konsequenz jener erotischen Begrenzungspolitik. Es ist darum begreiflich, daß die Frau viel mehr genötigt ist, ihr direktes, unsublimiertes Sexualstreben in menschlich-soziale Beziehungen hineinzutragen als der Mann. Denn eine Kulturepoche, die das Weib mit der Paradoxie belastet, ihre Interessen auf die Mutterschaft konzentrieren zu sollen, von den Sexualgefühlen aber, die an diese Mutterschaft gebunden sind, in wichtigen Abschnitten ihres Lebens nichts wissen zu dürfen, ja sie sogar zeitweilig mißachten zu sollen, eine solche Kulturepoche muß weibliche Persönlichkeiten zeitigen, die ihrer selbst nicht bewußt werden, ein mangelndes Selbstbewußtsein entwickeln, auf der Stufe seelischer Kindlichkeit verharren oder auch mit ihrem bewußten Ich in Abhängigkeit von den Strebungen des Unbewußten, dem Wurzelgebiet der Triebe geraten. Das gibt die Grundlage für jene Krankheit, die noch bis vor kurzem als typisch weiblich galt, die Hysterie. Es ist kein Zufall, daß unter dem Zwang realer ökonomischer Notwendigkeiten, die der Frau unter ihren wachsenden Verpflichtungen ein erhöhtes Recht auf Liebe schaffen, die Hysterie als typische Frauenkrankheit allmählich verschwindet. Auch der von Möbius entdeckte „physiologische Schwachsinn" des Weibes ist, wenn er überhaupt existiert hat, mehr ein Pseudoschwachsinn. Er ist der Ausdruck einer vielfach beim Weibe beobachteten, aus seiner Affektivität stammenden Hemmung des Denkvermögens. Dieses Denkvermögen wird für jeden Menschen in seiner Entwicklung bedroht wie in seiner Verfeinerung gestört, wenn schon frühzeitig, von frühester Kindheit an, ihm das Denken über sein wichtigstes Problem verwehrt wird, das ist die Frage: Was ist zwischen den Geschlechtern? Was scheidet den Knaben von dem Mädchen? Welches Geheimnis umhüllt den Zeugungsakt? Und warum darf ich nichts wissen von meiner eigenen Geburt? — Und wenn die Frau im allgemeinen weniger Neigung und Eignung zu abstrakten Gedankengängen hat und eher geneigt ist, die urteilsmäßige Bewältigung realer Problematik dem andern, dem Manne zu überlassen, sich ihm gefühlsmäßig unterzuordnen, so ist auch das eine Konsequenz des Tatbestands, durch den die weibliche Persönlichkeit in ihrer Entwicklung gehemmt wurde im bewußten Urteil, sich vor allem mit ihren eigenen Triebkräften auseinanderzusetzen. Das wesentlichste also an dem, was als typisch weiblich angesehen wird, erscheint nunmehr als Ausdruck einer seelischen Kindlichkeit, d. h. einer Entwicklungshemmung, den wir genau so beim Manne antreffen, nämlich da, wo seine Persönlichkeit einem unentwickelten oder kindlichen Habitus entspricht.

Das ist vor allem dort der Fall, wo der Mann in seiner Individualität aufgehoben, ein Bestandteil der Masse wird. In ihr ist er gern gehorsam, in ihr ruft er nach dem Stärkeren, der führen soll. In der Masse gibt er seine vernunftgemäße Kritik auf und folgt, wie wir so gern sagen, „bedingungslos" dem erwählten Führer. Die Kollektivpsyche der Masse entspricht also der Mentalität eines Kindes. Denn eine der Ursachen für das Streben zur Massenbildung ist der Wunsch des einzelnen, persönlicher Verantwortung und persönlicher Schuld enthoben zu sein. In der Masse wird auch der Mann zum Kinde, der sich jeder Verantwortung entledigt und dafür den Führer mit allen Konsequenzen belastet.

Die Tatsache, daß hier schon die Charaktere der beiden Geschlechter ineinander übergehen, daß wir das typisch weibliche Charakteristikum passiver Hingabe auch in der Männerpsychologie finden, leitet uns zur Erwähnung eines Tatbestandes über, den ich auch hätte vorwegnehmen können: das ist die doppelgeschlechtliche, bisexuelle Anlage des Menschen.

Wie im Mutterleib eine weibliche und eine männliche Keimzelle sich vermählen, so entwickelt sich in der heranreifenden menschlichen Frucht zunächst eine weibliche und eine männliche körperliche Anlage. Und erst von einem gewissen Zeitpunkt ab wird die Entwicklung des einen Geschlechts unter der Übermacht des sich entwickelnden anderen gehemmt. Es ringen also im Menschen schon von Anbeginn an männliche und weibliche Keimkräfte, den Eltern entstammend, um den Vorrang und um die schließliche Ausgestaltung der Person. Dieser Entwicklungsgang aus der Bisexualität heraus hat zur Folge, daß der reine Typ Mann oder der reine Typ Weib überhaupt verhältnismäßig selten ist und wir in den meisten Menschen sowohl physisch wie psychisch eine Mischung aus männlich-aktiven und weiblich-passiven Eigenschaften erkennen. Die Anziehungskraft der Geschlechter scheint mir daher, so paradox es klingen mag, auch in dem latenten Wunsch zu bestehen, nach dem z. B. die weibliche Komponente im Mann ihre Ergänzung durch die männliche Komponente im Weibe sucht. Mit dem Fortpflanzungswunsch scheint im Menschen eine geheime Sehnsucht verbunden zu sein, im Liebesakt wieder zu einer Einheit zu verschmelzen, wie sie einmal in der Vereinigung von mütterlicher und väterlicher Keimzelle gegeben war.

Welche Schicksale nun das seelische Sexualstreben hat, das sich über so komplizierten biologischen Tatbeständen aufbaut, wie die Liebesfähigkeit sich im einzelnen weiblichen oder männlichen Menschen von

Kindheit an entwickelt, bis sie in so mannigfache Wechselwirkung zur Sozietät der Kultur tritt, darüber wird uns der nächste Vortrag auf Grund der Tiefenpsychologie der Freudschen Analyse etwas Näheres berichten.

II.

In meinem vorigen Vortrag „Zur Psychologie der Geschlechter" kam ich zu dem Ergebnis, daß die weibliche Psyche sich wohl spezifisch von der des Mannes unterscheidet. Doch neigte ich zu der Ansicht, daß ein gewisser Teil dieser Andersgeartetheit des Weibes, namentlich in intellektueller Hinsicht, keiner angeborenen Anlage entspricht, sondern Folge einer Entwicklungsbeschränkung ist, in Reaktion auf das Abhängigkeitsverhältnis innerhalb der vom Manne beherrschten Gesellschaft. Zum Schluß blieb die Frage offen, welche psychologischen Tatbestände im ganzen es wohl ermöglicht haben, die Frau in ihrer gesellschaftlichen Stellung überhaupt in solche Abhängigkeit vom Manne geraten zu lassen. — Der Klärung dieses Fragenkomplexes dürfte wohl eine eingehende historische Untersuchung über die Anfänge unserer Kulturentwicklung dienen. Für meinen heutigen Vortrag aber würde eine solche kulturhistorische Forschung nicht nur die zur Verfügung stehende Zeit, sondern auch meine Kompetenz überschreiten. Ganz abgesehen davon, daß bei den hier notwendigen Untersuchungen prähistorischer Entwicklungsabläufe der Forscher vielfach auf Hypothesen an Stelle von Erfahrungsmaterial angewiesen ist.

Meine Aufgabe kann es nur sein, an Hand einer nicht generellen, sondern individuellen, psychologischen Untersuchung der Geschlechterentwicklung die Entstehungsgeschichte jenes Tatbestandes zu beleuchten. Ein solcher Versuch hat besonders deshalb Anspruch auf Folgerichtigkeit, weil ich ihn gestützt auf die Forschungsmethode Sigmund Freuds unternehme. Das ist die Psychoanalyse, die uns einen objektiven Einblick in jenes System der menschlichen Seelentätigkeit gestattet, das jenseits des Bewußtseins — als Unbewußtes, häufig auch als Unterbewußtsein bezeichnet — das Quellgebiet der Triebe umfaßt und gerade in lückenlosem Zusammenhang die Entwicklungsniederschläge der Persönlichkeit von ihren ersten Anfängen in der Kindheit beherbergt. Diese infantilen Entwicklungsniederschläge im Unbewußt-Seelischen umschließen aber gleichzeitig einen Kern, der gebildet wird aus Reaktionsweisen, die über das Einzelwesen hinaus der Entwicklung der menschlichen Gattung, d. h. ihren prähistorischen Uranfängen primitiver Wildheit, entstammen.

Für unsere Zwecke müssen wir allerdings den größten Teil der an sich sehr interessanten und außerordentlich wichtigen Forschungsergebnisse der Psychoanalyse außer Betracht lassen, um unser Blickfeld lediglich auf die psychosexuelle Entwicklung des Individuums einzuengen.

Ich erwähnte schon im vorigen Vortrag, daß Freud einen wesentlichen Irrtum der bisherigen Sexualpsychologie dahin berichtigt hat, daß Sexualtrieb und Fortpflanzungstrieb nicht ohne weiteres identisch seien. Verdanken wir ihm doch den Nachweis, daß Liebesfähigkeit und Liebesbedürftigkeit nicht erst zur Zeit der Keimdrüsenreife der Fortpflanzungsorgane, d. h. in der Pubertätszeit, entstehen, sondern daß diese Pubertät nur eine besondere Phase des Sexualtriebes darstellt, der in Wirklichkeit in naturgesetzmäßiger Stufenfolge sich allmählich schon von den ersten Tagen der Kindheit ab entwickelt. — Lassen sie mich hier einschalten, daß Freud als das die Entwicklung beherrschende Prinzip das „Lustprinzip" entdeckte, nach dem das Sexualstreben des Kindes noch allgemeiner als beim Erwachsenen den Drang umfaßt, aus allen Beziehungen zur Umwelt möglichst Lust zu gewinnen und Unlust zu vermeiden.

Die Tatsache aber, daß in der Ausbildung des infantilen seelischen Apparats sich dieses „Lustprinzip" unter dem Zwange der Erziehung zur Wirklichkeit in das „Realitätsprinzip" unter bestimmten Bedingungen umformt, wodurch dem Individuum Lustverzicht und Anpassung an die enttäuschende Umwelt ermöglicht wird, ist von größter Bedeutung auch für die sexualdifferente Ausgestaltung des männlichen und weiblichen Typs überhaupt. Gilt doch, wie ich im ersten Vortrag erwähnte, die These, daß der weibliche Charakter mit seiner mehr affektiven Reaktionsweise weniger der Realität angepaßt sei als der des Mannes, weil in ihm, um Freuds Formulierung zu gebrauchen, noch das mehr kindlich geartete Lustprinzip dominiert. Wir ahnen bereits hier Zusammenhänge, die darauf hindeuten, daß die speziellen Versagungen, die das erwachsene Weib in der vom Mann beherrschten Kultur, d. h. in ihrer Realität erleidet, geeignet sind, besondere Ansprüche an Lust aus der Kinderzeit zu verewigen bzw. wieder zu mobilisieren. Das will bedeuten, daß die Proportion zwischen Realitätsprinzip und Lustprinzip in der männlichen und weiblichen Psyche spezifisch verschieden sein kann — je nach geschlechtsspezifischen Glücksmöglichkeiten oder entsprechenden Versagungen im Bereich des äußeren Erlebens, das sich in Beziehung setzt zu inner-

seelischen, dispositionellen, d. h. in der Kindheit gewonnenen Reaktionsbereitschaften. — Unser Verständnis für diese Bedingtheiten der sexuell-differenten Persönlichkeitsstruktur in ihrem Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Vernunft und Triebleben, zwischen Mann und Frau, ja zwischen dem Ich und Du überhaupt, wird ermöglicht, wenn wir zunächst noch unseren Blick auf das psychoanalytisch erkannte Entwicklungsprinzip im ganzen richten.

Lustgefühle sind es, um derentwillen das neugeborene menschliche Lebewesen den so entsagungsschweren Entwicklungsgang beschreitet und innehält, den Entwicklungsgang, der vom vegetativen Dasein des Säuglings, von primitiven kannibalistischen Instinkten, von der Liebe zu sich selbst zur Liebe zum anderen Geschlecht, zur Liebe zur Umwelt überhaupt, d. h. schließlich zum ethischen Kulturmenschen führt. Die Urquelle aller Lust und damit aller Objektbeziehungen ist für jeden Menschen die Mutter. Durch ihre Betreuung, durch das Stillen wie durch die Reinlichkeitsprozeduren, erlebt das Kind Lustsensationen, die noch gleichzeitig der Erhaltung des Lebens selber dienen. Die Tatsache, daß diese primitivste frühkindliche Lust als Prototyp jeglicher Liebesbindung noch aufs innigste mit dem Selbsterhaltungstrieb verknüpft ist, hat zur Folge, daß auch späterhin ein Kind, das sich von der Liebe seiner Mutter, ja von Liebe überhaupt verlassen fühlt, sich in einen Zustand von Todesangst versetzt sieht. — Diese frühkindliche Abhängigkeit von der Liebe wird von manchen Menschen nie überwunden. Wir finden sie noch wirksam auf dem Grunde der Seele namentlich bei Frauen und vor allem bei jenen Menschen, die glauben sterben oder sich das Leben nehmen zu müssen, wenn der Liebespartner zu lieben aufgehört hat. — Das Kind bleibt immer abhängig von der Liebe, vor allem der Liebe seiner Erzieher. In ihr findet es ja den Ersatz für die Einbuße autoerotischer Lustmöglichkeiten, die es unter dem Zwang realitätsgerechter Erziehung aufzugeben gezwungen ist. Die Liebe des andern ist also gleichsam die seelische Lustprämie für die Aufgabe der alleinigen Liebe zum eigenen Ich.

In dieser Entwicklungsphase vom Ich zum Du gerät das Kind ungefähr um das zweite Lebensjahr in einen besonderen naturgegebenen seelischen Konflikt. Denn auf dieser Stufe setzt bereits eine sexuelle Differenzierung des kindlichen Liebesstrebens ein. Der Knabe drängt mit seiner ganzen Liebesfülle speziell der Mutter zu, die Tochter dem Vater, und beide empfinden den gleichgeschlechtlichen Elternteil

als störenden Konkurrenten. Freud benennt, wie die meisten von Ihnen wissen dürften, diese Gefühlskonstellation den Oedipuskomplex — nach jenem sagenhaften Oedipus, der im Drama des Sophokles das tragische Schicksal erleidet, aus Unkenntnis der Mörder seines Vaters und der Gatte seiner Mutter zu werden. — Das Kind lernt also gleichsam die Fähigkeit zu lieben wie alle anderen Fähigkeiten auch an seinen Eltern. Gleichzeitig aber muß es, wie wir sehen, in so zartem Alter auch an den Eltern die Fähigkeit des Liebesverzichts erlernen. Denn das ausschließliche Verlangen des Knaben nach der Mutter, des Mädchens nach dem Vater muß scheitern, wenn einigermaßen normale Erziehungsverhältnisse vorliegen. Der Verzicht hierbei geht allerdings mit einem schweren inneren Konflikt in der kindlichen Seele einher, der in seiner Überwindung normalerweise den Ausgangspunkt für den Aufbau ethischer Kräfte bedingt.

Noch aus seiner primitivsten kannibalistischen Veranlagung her entstehen nämlich im Kinde Beseitigungs- ja Todeswünsche gegen den als lästig empfundenen gleichgeschlechtlichen Nebenbuhler, beispielsweise Todeswünsche des Sohnes gegen den Vater, wie sie ja der Oedipus im Mythos wirklich realisiert. Die normale Bewältigung des Oedipuskomplexes besteht bei beiden Geschlechtern schließlich darin, daß die Liebe auch zum gleichgeschlechtlichen Elternteil über die Mordimpulse siegt und der Sohn sich mit seinem Vater, die Tochter sich mit der Mutter identifiziert, was bei letzterer, wie wir noch sehen werden, ganz besondere Schwierigkeiten hat. Die Unlust des Verzichts auf ein Liebesobjekt wird gleichsam ersetzt durch die Lust, sich diesen Genuß selbst verbieten zu können. Vater und Mutter werden in ihrer Wirkungsweise verinnerlicht, ins eigene Ich aufgenommen und verkörpern danach die seelische Repräsentanz der Selbstbeherrschung, der Wirklichkeitsbeachtung, des sich entfaltenden Gewissens. Die äußere Stimme, die einst in der Kinderstube gebot, ist zur inneren Stimme geworden, die unsere Beziehung zur Umwelt, aber auch speziell zum anderen Geschlecht das ganze Leben hindurch lenkt. — Je nach den Phasen des Oedipuskomplexes, je nach den aus ihm noch wirksamen unbewußten Wünschen und je nach den diesen Wünschen entgegenstehenden unbewußten Verboten — noch von Vater oder Mutter herstammend — kann sich, unter dem Zwange des Gesetzes der unbewußten „Übertragung" ursprünglich kindlicher Liebesansprüche auf das gegenwärtige Leben, das Libidoschicksal des erwachsenen Menschen gestalten. — Es gibt Menschen, denen aus so gewor-

dener innerer Hemmung, d. h. des Selbst-Verbots, überhaupt der Weg zum anderen Geschlecht ganz verschlossen bleibt, weil eben nur die Verbotstimme wirksam ist. — Es gibt aber auch Menschen, die ihr späteres Liebesschicksal immer wieder zwangsläufig nach dem Vorbild ihres mißglückten Liebesschicksals in der Kindheit bilden. Sie spielen im Leben immer nach einer Formulierung Freuds den „geschädigten Dritten", lieben immer einen Partner, der schon irgendwie gebunden ist und deswegen keine Erfüllung bieten kann. Sie bleiben im Leben ewig das Kind, das mit seiner Liebesfülle immer wieder abgewiesen wird, weil der oder die Geliebte bereits — wie Vater oder Mutter — im Lieben mit einem anderen geeint ist. Der Mann, der so an die Mutter unbewußt fixiert geblieben ist, wird diese unbewußt in seiner Frau suchen; er wird sich dann beispielsweise nur in sehr viel ältere Frauen verlieben können. — Die Folge aber der Tatsache, daß Eheleute unbewußt im Partner Vater oder Mutter wiederfinden wollen, bedeutet immer eine Gefährdung der Ehe. Denn die Partner erleiden dadurch Hemmungen in ihrer wirklichen gegenseitigen sexuellen Anziehung. — Häufig kommt es aus derselben Ursache zu einer ausgesprochenen Gespaltenheit des sexuellen Empfindens überhaupt. Das bedeutet, daß der Mensch da nicht begehren darf, wo er liebt und da nicht lieben darf, wo er begehrt. — Es können aber nicht nur Hemmungen, sondern auch scheinbare Übersteigerungen des Sexualempfindens auf Grund derselben seelischen Konstellation zustande kommen. So kann ein Mann deswegen Liebesobjekt auf Liebesobjekt wechseln, weil er unbewußt in jeder Frau die eigene Mutter sucht und doch keine seinem unbewußten kindlichen Ideal gleichkommt. Es ist darum nicht eine „typisch männliche" polygame Triebanlage, die den Don Juan unbefriedigt von einer Frau zur anderen treibt, sondern ein unstillbares weil infantiles Sexualstreben, das in der Gegenwart einem imaginären Liebesobjekt nachjagt, das längst vergessener Vergangenheit angehört. Die hier nur in Umrissen skizzierte „Frühblüte" der kindlichen Sexualität — gleichsam die Vorstufe der späteren Pubertät — erfährt eine besondere Komplikation dadurch, daß in diese Zeit die Entdeckung der tatsächlichen Geschlechtsunterschiede bei Geschwistern und Gespielen fällt. Der jetzt normalerweise sich entwickelnde Hang des Kindes zur Sexualforschung: was ist eigentlich das „andere" Geschlecht? — stößt unter der Herrschaft unserer kulturellen Sexualmoral auf völlige Ablehnung seitens des Erziehers. Das Kind wird dadurch ganz auf seine

Phantasiewelt über die Geheimnisse des „Verbotenen" angewiesen und entwickelt mangels der Kontrolle der Erwachsenen angst- und schreckvolle Theorien über die ihm unerklärlichen Sehnsüchte seines Herzens. Hierin liegt die Ursache für die Komplikationen der eigentlichen Pubertät. — Dieser Zeit nämlich, die bestimmt ist, unter dem Antrieb der physiologischen Keimreife dem Individuum seine geschlechtsspezifische Orientierung zu schaffen, fehlt die genügende seelische Vorbereitung während der Kindheit. Das kleine Mädchen fühlt sich dem Knaben gegenüber jetzt benachteiligt, besonders weil Ansprüche und Erziehungsmaximen der Erwachsenen in ihm den Glauben entstehen ließen, die anders aussehenden Kinder, d. h. die Knaben, seien bevorrechtigt und willkommener. Das Mädchen darf ja vieles nicht, was der Knabe darf. Auch werden Kinderschwächen, wie unbeherrschte Gefühlsausbrüche, Kindertränen und ähnliches meist als spezifisch mädchenhafte Schwäche bei Knaben gerügt. Ein Teil jener Affektivität also, die im späteren Berufsleben als eine „Schwäche der Frau" gilt, wird gleichsam beim Kinde bereits gezüchtet.

Die skizzierte Konstellation, wobei ich viele und wesentliche Umstände in meinem heutigen Vortrag außer acht lassen muß, erzeugt in jedem weiblichen Kind bereits eine mehr oder weniger lang andauernde, mehr oder weniger auffällige Phase des Versuchs, schon hier die Geschlechtsrolle des Weibes zu verleugnen. Jedes Mädchen erlebt gewissermaßen seine Jungensperiode. — Der doppelte Verzicht aber, der dem weiblichen Kinde auferlegt ist, der Verzicht sowohl auf die Erfüllung des Wunsches, den Vater als Liebesobjekt für sich besitzen zu können, wie der Verzicht auf die Ersatzbefriedigung, selbst ein Junge, d. h. auch so wie der Vater sein zu können, wird ihm letztlich ermöglicht durch ein auch bereits in so früher Zeit aufkeimendes Wunschstreben: es ist der Wunsch nach dem eigenen Kinde. Normalerweise spielt sich um jene Zeit das kleine Mädchen in seine Mutterrolle hinein, d. h. es spielt mit Puppen oder betrachtet seine jüngeren Geschwister als seine Kinder. Der ursprüngliche Wunsch, daß der Vater auch der Vater dieser Puppenkinder sei, kann zu Gunsten der Mutterphantasie aufgegeben werden, was sich später in der Psyche jener Frauen widerspiegelt, die das Interesse am Mann verlieren, wenn sie Kinder von ihm haben. Der „Schrei nach dem Kinde", den unser Zeitalter vor noch nicht allzu langer Zeit sehr eindringlich vernahm — der einen Verzicht auf den Mann als Gatten beinhaltete — wird nur aus der Seelenökonomie des Weibes ver-

ständlich, das — an der realen Außenwelt enttäuscht — mit der Liebe zu dem noch ungeborenen bzw. neugeborenen Säugling ein Stück seines eigenen Selbst zu lieben vermag. Ist doch das Kind zunächst nur ein Teil der mütterlichen Person, die es neun Monate bei sich beherbergt. Und mit der Liebe zu ihm findet das Weib vorübergehend auch den Rückweg zu der anfangs erwähnten frühkindlichen Liebe zum eigenen Ich. Die Liebe zum Du hat sich gleichsam auf dem Umwege zur Mutterschaft in die Liebe zum Ich zurückverwandelt. Mit der Mutterschaft wird eine solche Frau wieder zum selbstgenügsamen, sich selbst genießenden Kinde. Dazu gehört u. a. jener Nora-Typ des Weibes, das inmitten der von ihm geborenen Kinder wie in einem „Puppenheim", d. h. unter den Puppen seiner eigenen Kinderzeit lebt.

Die Psychoanalyse macht es nach alldem begreiflich, daß in Zeiten, wo Liebe und Mutterschaft der Frau aus äußeren materiellen Gründen besonders verwehrt sind, das Weibtum auch als Kollektivum in realer Gegenwart Ansprüche anmeldet, deren Wunschgehalt jener vergangenen, vergessenen Epoche der Kindheit entsammt. Dahin gehört z. B. der Wunsch der Frau des selber Mannseinwollens dann, wenn sie als Geschlechtswesen real nicht zu ihrem natürlichen Recht kommt. Hier liegen die geheimnisvollen Ursachen für Erscheinungen, die wir ja in unserer Zeitepoche noch beobachten konnten. So die typische Frauenrechtlerin. Sie war in der ersten Zeit der Frauenemanzipation eine Persönlichkeit, die, als Exponent der durch die herrschende männliche Kulturmoral um ihr Weibtum betrogenen Frau, nicht das Recht der Frau erkämpfte, sondern das Recht, die Geschlechtsrolle wechseln und Mann sein zu dürfen. Ihr damals typischer Habitus war eine möglichste Verleugnung aller weiblichen Reize — auch in der Kleidung, die sich, wie etwa durch den Stehkragen, der Männerkleidung anzupassen suchte. Hier liegt auch die kollektivpsychologische Erklärung für das Phänomen des Bubikopfes, besonders für seine spezielle Spielart, den „Herrenschnitt". — Als durch den Weltkrieg nämlich das männliche Geschlecht noch eine ganz besondere Wertung empfing, ein großer Frauenüberschuß entstand, die Aussicht auf Liebesglück und Mutterschaft zusammen mit der realen Not sich weitgehend verringerte, wurde gleichsam im kollektiven Unbewußten der Frau der noch wirksame Wunsch aus der Kindheit remobilisiert, den auferlegten Verzicht durch das „selber Mann sein wollen" auszugleichen.

Aus meinen, im Rahmen dieses Vortrags nur andeutungsweise unter-

nommenen psychoanalytischen Betrachtungen, haben Sie, meine verehrten Hörerinnen und Hörer, so hoffe ich, entnommen, daß die sexual-differenzierte Entwicklung der weiblichen bzw. männlichen Persönlichkeit über ihre biologischen Gegebenheiten hinaus sehr wesentlich von Umwelteinflüssen bestimmt wird. Anscheinend geschlechtsspezifische Eigenarten ließen sich zurückführen auf Folgezustände von Reaktionsweisen auf Außenweltsversagungen, wodurch, in Wechselwirkung mit einer unbewußten seelischen Innenwelt, an sich unspezifische Triebqualitäten einer vergangenen Kindersexualität wachgerufen wurden.

Die spezielle Rolle, die wir die Frau in der Gesellschaft spielen sahen, mit dem Wechsel ihrer Neigung bald zu kindlicher Unterwerfung unter die Herrschaft des Mannes, bald die Rolle des Mannes selber zu übernehmen, wurde uns besonders verständlich aus ihrem speziellen individuellen Triebschicksal in Verbindung mit ihrer wirtschaftlichen Unterwerfung und Abhängigkeit vom Mann. Dadurch schließlich, daß ihr die Liebe zum Mann überhaupt nur innerhalb der Ehe konzediert war, die identisch war mit materieller Versorgung, wurde das Weib zwangsläufig in die psychische Ursituation des Kleinkinds zurückversetzt, in jene Zeit, da durch die Abhängigkeit von der Lust und Nahrung spendenden Mutter Luststreben, d. h. Sexualität, und Selbsterhaltungstrieb auf innigste miteinander gemischt waren.

In den Uranfängen unserer Kultur mag demnach die erwachsene Frau gleichmütig dem Manne die Führerrolle in der Gemeinschaft überantwortet haben, da sie damals in sich befriedigt noch ein begehrtes Liebesobjekt und gleichzeitig in dem Trieb zur Mutterschaft nicht beschränkt gewesen sein mag. Daß sie in weiterer Kulturentwicklung dem Manne diese Herrschaft aber belassen hat, mag individuell-psychologisch darin begründet sein, daß sie eigentlich in ihrem Leben nie ganz davon loskommt, dem Mann auch die Rolle des eigenen Vaters oder auch, wie gezeigt, der eigenen Mutter zu übertragen. — Die Tatsache nun, daß der Mann in unserem Kulturkreis gleichsam die Doppelfunktion des Herrschers und Ernährers ausübte, hat rückwirkend zur Folge, daß in der weiblichen Natur jener Infantilismus gezüchtet bzw. konserviert wird, der fälschlich als zu ihrem Sexus gehörig betrachtet wurde.

Es ist nachdem verständlich, daß das, was man so allgemeinhin den „Kampf der Geschlechter" nennt, nicht nur der Ausdruck biologischer Differenzen ist, sondern daß darüber hinaus irrationelle Motivationen

mitspielen, d. h. unbewußte Strebungen, in denen Mann und Frau eigentlich um das Vorrecht des Erwachsenseins kämpfen. Der Mann möchte natürlich gar zu gern der Frau die Gleichberechtigung versagen, seine Herrschaftsansprüche über sie nicht aufgeben, besonders wenn sie in der Form des „selbst Mann sein wollens" den Mann in die Rolle zu drängen sucht, die sie selbst bislang zu spielen gezwungen war.

Nachdem aber heut in viel verstärkterem Maße als die eigentliche Frauenemanzipation die Not der Zeit die Frau ihrem seelischen Kindheitsstadium entrissen hat, ihr mit den größeren sozialen Pflichten auch ein größeres erotisches Anrecht gibt, ist anzunehmen, daß auch das Irrationelle in der weiblichen Psyche, das sind letzten Endes Ersatzansprüche des infantilen Unbewußten, mehr und mehr zurücktreten werden. — Nachdem nämlich erst unsere Zeit anfängt, dem Weib das „Recht" zu geben, das „mit ihm geboren" wurde, kann es erst in Zukunft, von seinen Entwicklungsfesseln befreit, seinen wirklichen Typus erkennen lassen. — Wir sehen, daß die ökonomisch-sozialen Bedingungen, die in wechselseitiger Auswirkung auch die bisherige patriarchalische Struktur unserer Gesellschaft gezeitigt hatten, jetzt in ihren gegenwärtigen gewaltigen Umwälzungen wiederum die psychologischen triebgegebenen Beziehungen der Geschlechter zueinander wandeln. Eine Rückkehr zum Urzustand eines einseitigen weiblichen Matriarchats ist dabei nicht zu erwarten. Wohl aber ist eine Kompromißlösung wahrscheinlich. Das heißt unsere bisher männlich orientierte Kultur wird einen starken Zustrom aus weiblicher Geistesart erhalten und ihre Kraft in Zukunft aus dem desexualisierten, d. h. sozialen Zusammenwirken der Geschlechter, den Sublimierungen ihrer Triebtendenzen, schöpfen.

Die Mitberufung der Frau zur sozialen Führung ist demnach eine der wenigen Hoffnungen unserer Zeit. Durch sie ist zu erwarten, daß die mehr destruktiven Kräfte, die unter der Aktivität der vom Manne beherrschten Gesellschaft gerade in den letzten Jahrzehnten entfesselt sind, gebunden werden durch das konstruktive weibliche Element das seiner Natur nach mehr Interesse an der Reifung als an der Zerstörung von Lebenswerten hat.

Nachtrag zu meinem Buche „Sigmund Freud" (1923)

Von

Fritz Wittels (New-York)

I.

Im Jahre 1923 habe ich eine Biographie Freuds veröffentlicht, die 1924 in englischer Übersetzung erschien[1]. Das Buch hat in wissenschaftlichen Kreisen einige Beachtung gefunden und wird bis auf den heutigen Tag von Psychologen in ihren Vorlesungen und Veröffentlichungen zitiert. Ich habe Grund zu fürchten, daß manche Psychologen, die dem Gebiete der Psychoanalyse ferner stehen, fast ihre gesamte Kenntnis dieses Faches meinem Buche entnehmen. Das ist mir nicht lieb; denn ich habe meine Meinung über Psychoanalyse und deren Begründer in den zehn Jahren, die seit dem Erscheinen des Buches verstrichen sind, in vielen Punkten geändert und will nicht Gewährsmann sein für Irrtümer und Entstellungen, die ich als solche erkannt habe.

Eine zweite umgearbeitete Auflage schien zunächst der einfachste Ausweg zu sein. Ich wurde wiederholt von amerikanischen Verlegern aufgefordert, das Buch verändert und ergänzt neu heraus zu bringen. Als ich aber das Buch in dieser Absicht durchnahm, erkannte ich, daß es für mich ein Ding der Unmöglichkeit ist, das Werk so umzugestalten, daß es meiner gegenwärtigen Stellung zu Freud und seiner Schule, der ich ja selber angehöre, entsprechenden Ausdruck gebe. Der Ton des Buches ist ein Musterbeispiel von Ambivalenz, und so damit durchsetzt, daß ich sie nicht ausmerzen kann. Stellen, in denen ich Freud hohe Verehrung zolle, wechseln ab mit anderen, die tief verletzend sind — nicht wissenschaftlich verletzend, was sich jeder Gelehrte gefallen lassen muß, sondern persönlich verletzend und das auf Grund von Informationen, die ich seither, teilweise am eigenen Leibe, als unrichtig erkannt habe. Das Buch ist so geschrieben, daß es jedem willkommen sein muß, der Rationalisierung für seine eigene ambivalente Einstellung zur Psychoanalyse sucht. Ich habe dem Wan-

1) Sigmund Freud, Der Mann, die Lehre, die Schule — E. P. Tal & Co. Wien, 1923.

del meiner Einsicht seither in mehreren Büchern Ausdruck verliehen. Keines meiner späteren Werke hat aber den Eindruck verwischen können, den ich mit meiner Publikation von 1923 auf weite wissenschaftliche Kreise hervorgebracht habe.

Ich hoffte und hatte einigen Grund dafür, daß die Publikation allgemach der Vergessenheit anheimfallen würde. Deshalb schwieg ich und hielt es für das Beste, nicht mehr auf das zurück zu kommen, was ich für eine Art Jugendsünde hielt. Während aber der rein wissenschaftliche Teil meines Buches, soweit er noch heute Wahrheitswert hat und soweit er Irrtümer enthält, eine Berichtigung kaum mehr benötigt, sind es gerade persönliche Ausführungen des Buches, die zu meinem Verdruß immer wieder zum Vorschein kommen.

Ich sage in meinem Buche, daß Freud eine übermäßig gute Meinung von sich habe, den Jehovakomplex, daß er ein Despot sei, der Abweichungen von seinem System nicht dulde, daß er seine Schüler in hypnotische Abhängigkeit von sich bringe, seine Freunde von sich abstoße und das besonders, wenn sie bedeutende Köpfe seien. Er gebe Irrtümer, die als solche erkannt seien, fast niemals preis, sei nicht frei von Kryptomnesie und verfolge auch in seiner psychoanalytischen Politik nicht immer einwandfreie Wege. Diese abfälligen Worte — hier auf wenige Zeilen konzentriert — verteilen sich allerdings auf die Gesamtheit meines Buches, das ist auf 287 Seiten und sind immer wieder von ausgesprochener Heldenverehrung unterbrochen. Aber das mildert sie nicht. Im Gegenteil. Der Leser muß zu dem Schlusse gelangen: Seht einen, der ihn so verehrt und gleichwohl . . .

Schon der Brief, den Freud mir nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe schrieb und den ich in einem autorisierten Auszug der englischen Ausgabe vorangesetzt habe, zeigt, daß der Gelehrte die beleidigenden Stellen in dem Buche mit erstaunlicher Unberührtheit kaum bemerkte und an diese Biographie, von der er vor ihrem Erscheinen nichts wußte, mit einer Objektivität herantrat, als ob es sich gar nicht um seine Person, sondern nur um die Sache handelte, die da im allgemeinen die Wissenschaft und im besonderen die Psychoanalyse war. Er tat aber mehr als das. Ich war eine Reihe von Jahren — fünf Jahre Krieg verlängerte die Zeit — abseits von seiner Schule marschiert Nach dem Erscheinen meines Buches, das doch nichts weniger als eine gute Einführung war, zog er mich an sich heran, gab mir Gelegenheit umzulernen und selbst zu sehen, ob meine Meinung über seine Person und seine Lehre richtig sei oder nicht. Ich darf sagen, daß ich

nie im Leben einem Forscher begegnet bin, der so mühelos und vollständig hinter seinem Werk verschwindet.

1.

Vor dem Erscheinen meines Buches lag außer zerstreuten Bemerkungen in seiner „Traumdeutung“ und der „Psychopathologie des Alltaglebens“ nur Freuds „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“ (1914) vor, die persönliche Mitteilungen des Autors enthielt. Nachher erschien die „Selbstdarstellung“ (1925), die in herber, zurückhaltender Form über das Leben und Werk Freuds berichtet. Sie ist wie ein Protokoll, das durchaus dem Leser überläßt zu entscheiden, ob hier ein großer Mann spricht oder nicht, und wie groß er etwa sei. Unter allen Psychoanalytikern, mich selbst eingeschlossen, ist er vielleicht der einzige, der von der Methode und ihren Funden nicht berauscht ist. Ihm blieb immer zweifelhaft, ob die Psychoanalyse — wovon wir, seine Schüler, alle fest überzeugt sind — das geistige Antlitz der Erde verändern werde. Er hielt sich immer für einen „Fremdkörper im deutschen Geistesleben“, hat sich von Thomas Mann nur aus Höflichkeit von Gegenteil überzeugen lassen und hat, wie die letzten Ereignisse in Deutschland zeigen, Recht behalten. Vorübergehend Recht, wie wir hoffen! Wenn man Freud von seinem Weltruhm spricht, dann antwortet er nicht nur mit der Weisheit Salomons, daß derselbe eitel sei, sondern er erinnert daran, daß manch ein „Unsterblicher“ unglaublich schnell vergessen worden ist, samt seiner Lehre. Wenn ich also schrieb, daß Freud sich für Jehova halte, so scheint mir heute, daß eher manche seine Schüler, ihn zu etwas ernennen, wogegen er sich nicht einmal wehrt, weil es ihm gleichgültig ist. Ich hatte auch damals keine anderen Anhaltspunkte für meine Behauptung als einige Fehlleistungen und Deutungen von Träumen, die Freud aus didaktischen Gründen mitgeteilt hat (S. 16 und 28)[2].

2.

Ich verwende in meinem Buche psychoanalytische Methoden, um gewisse Handlungen Freuds zu erklären. Es ist aber unstatthaft, lebende oder auch abgeschiedene Zeitgenossen, deren nächste Verwandte noch leben, bloßzustellen, indem man ihr Unbewußtes aufdeckt; es sei denn die so Analysierten hätten ausdrücklich ihre Zustimmung dazu gegeben. Ich habe in meinem Buche — wie ja

2) Die Seitenzahlen beziehen sich auf die englische Ausgabe des Buches.

Freud in seinem oben erwähnten Brief an mich selbst sagt — die Indiskretion nicht sehr weit getrieben. Man darf es aber prinzipiell nicht tun, wie man auch niemand gegen seinen Willen operieren darf. Ich habe da ein böses Beispiel gegeben (S. 72 — Z. 18—26; S. 36 — Z. 17—19; S. 100—101; S. 103—104; S. 233—Z. 2—20), dem nach mir andere in ziemlich gehässiger Weise gefolgt sind. Hier liegt eine Verführung vor, die auch sachlich leicht auf Irrwege führt, weil man ohne die freien Ideen und Assoziationen des Opfers die psychoanalytische Wahrheit nicht zuverlässig erkennen kann. Tritt nur gar eine polemische Absicht in das Unternehmen ein, so bleibt vom wissenschaftlichen Glanze fast nichts mehr übrig.

3.

Bis auf wenige mißglückte Versuche hat keine Universität der neugeschaffenen Wissenschaft, von ihrem Schöpfer Psychoanalyse genannt, einen Lehrstuhl gewidmet. Jeder Schwindler kann sich ungestraft einen Psychoanalytiker nennen. Es war ein Glück für Freuds Lehre, daß ihr Begründer die Organisationskraft besaß, um seinen Schülern Arbeitsplätze zu sichern. Seine Organisationskraft bewährte sich stark genug, den gesitteten Erdball zu umspannen, als in allen Kulturländern wissenschaftliches Interesse für die Psychoanalyse erwachte. Freuds Lehre muß vor Zersetzung und Verwässerung bewahrt werden. Das besorgt die Internationale Psychoanalytische Vereinigung mit ihren zahlreichen Zweigvereinigungen, Zeitschriften und einem Verlag. Man muß es, glaube ich, doch wohl Freud und seinen Schülern überlassen, zu entscheiden, was Psychoanalyse sei und wie sie erlernt werden kann. Von ehemaligen Schülern hat Freud schon 1914 gesagt: Raum für alle habe die Erde, wenn sie nur ihn und seine Arbeit nicht stören. Diese Ehemaligen, die ihre wissenschaftlichen Ansichten weitgehend genug geändert haben, um sich von der psa. Forschungsrichtung zu trennen, wie Jung, Adler, Rank, behaupten ja selber nicht mehr, daß sie Psychoanalytiker seien. Warum also Freuds Psychoanalyse als „orthodox" differenzieren, als ob es sich nicht um wissenschaftliche Fehde und Schutzvorrichtung handelte, sondern um Glaubensartikel und Bigotterie? Hier liegt eine gedankenlose Beschimpfung geduldiger wissenschaftlicher Arbeit vor, die schon an die vierzig Jahre unter großen Opfern — auch Geldopfern — gegen eine mißgünstig eingestellte Umwelt fortgesetzt wird. Wer immer diese wissenschaftliche Arbeit als solche nicht anerkennt, hat ein Recht, das auszusprechen. Man soll

aber doch wenigstens verstehen, daß Freuds Schule selbst der Meinung ist und bleibt, daß sie Wissenschaft betreibt und sich ebenso ehrlich und frei im Dienste der Wahrheit zu bewegen glaubt wie jede andere Schule. Am 10. Mai 1933 sind Werke Freuds in Deutschland öffentlich verbrannt worden. An dieser Handlung wenigstens sieht man deutlich, auf welcher Seite die Orthodoxie liegt. Viele möchten Freuds Werke verbrennen, wenn sie sich nicht schämten, das zu tun. Die besondere Art des Widerstandes gegen die Lehren der Psychoanalyse, die „an den Schlaf der Welt rührt", ist ja von uns so oft dargestellt worden, daß ich hier nicht darauf zurückzukommen brauche.

Ich sage in meinem Buche: „Freud hält seine Concile hinter verschlossenen Türen". Natürlich tut er das. Welchen Zweck hätte es, nach vieljähriger Spezialarbeit Leute einzulassen, die umso mehr Lärm machen, je weniger sie vom Fache verstehen? Wenn ich ihn aber deshalb und weil er angeblich „keine Abweichung von seiner Lehre dulde" einen Despoten nannte, so habe ich ihm Unrecht getan. Man lese unsere Zeitschriften und man wird sehen, wie heftig und lebendig die wissenschaftliche Fehde im Rahmen der Psychoanalyse ist. An gewissen Grundtatsachen hält jede Lehre fest, sonst wäre sie keine. Wir Psychoanalytiker haben uns auf Grundtatsachen geeinigt wie Verdrängung, Widerstand, Übertragung, den Ödipuskomplex und seine Derivate, den Wiederholungszwang und einige mehr und wir fühlen, daß wir unsere Zeit verschwenden, wenn wir mit Leuten, die unsere Lehre nicht genügend kennen, über die Validität dieser für uns längst erwiesenen Entdeckungen streiten. Jeder kleine Chef eines medizinischen oder psychologischen Institutes, das in seinem Sinne geführt wird, ist mehr Despot als Freud. Ich kann nur wieder mich selbst als Beispiel anführen, dem Freud nach einem, gelinde gesagt, unvorsichtigen Buche zur wissenschaftlichen Mitarbeit heranzog und erzog.

4.

Ich nehme ferner den Vorwurf der Kryptomnesie (S. 195 Z. 28 u. S. 201 Z. 6) zurück. In meiner damaligen ambivalenten Einstellung habe ich einen der originellsten Denker unserer Zeit mit diesem Worte des Plagiates, wenngleich des unbewußten, beschuldigt. Freilich finden wir Gedanken Freuds bei Nietzsche und Plato und solche Gedanken liegen in der Luft, die wir atmen. Kein Gelehrter hängt in der Luft, er fußt immer auf dem Gedanken anderer. Wir leugnen auch nicht, daß Alfred Adler den Aggressionstrieb beschrieb und Ichpsychologie

betrieben hat, bevor Freud diese nämlichen Gebiete in seiner Art definitiv erfaßt hatte. Aber Freud hat das Problem, als er es erkannte, um so viel tiefer erfaßt (vgl. „das Ich und das Es") und es überdies so vollständig auf den Unterbau seiner eigenen Lehre stellen können, daß man schwerlich sagen kann, er sei von Adler beeinflußt. Noch weniger ist er von C. G. Jung beeinflußt, wenn er das „Höhere im Menschen" zur großartigen Konzeption des Überichs ausgestaltete.

5.

Was die „psychoanalytische Politik" betrifft, so möchte ich dem in Punkt (3) Gesagten ein in meinem Buche gegebenes Beispiel in neuer Beleuchtung hinzufügen. (S. 139—140.) Ich meine Freuds Versuch von 1910, die Leitung der psychoanalytischen Bewegung den Schweizern zu übergeben. Ich zitiere nach meinem Buche, was er damals zu seinen Wiener Schülern gesagt haben soll: „Ihr seid zum größten Teile Juden und deshalb nicht geeignet, der neuen Lehre Freunde zu erwerben. Juden müssen sich bescheiden, Kulturdünger zu sein. Ich muß den Anschluß an die Wissenschaft finden; bin alt, will nicht immer nur angefeindet werden. Wir alle sind in Gefahr." Er faßte seinen Schlußrock beim Revers: „Nicht einmal diesen Rock wird man mir lassen", sagte er. „Die Schweizer werden uns retten, mich und Sie alle." Ich weiß nicht mehr genau, warum ich gerade diese Worte Freuds mitteilte. Vermutlich sollten sie zeigen, daß der große Mann unter Umständen kleinmütig war. Heute bin ich froh, daß ich die Episode der Vergessenheit entrissen habe. Denn jedermann sieht heute, nach den letzten Ereignissen in Deutschland, daß Freud vor 23 Jahren richtig vorausgesehen hatte, und daß seine Furcht sich nicht auf sein eigenes Leben, sondern auf das Leben seiner Wissenschaft bezog, für deren Verbreitung er eine Gefahr sah, die außer ihm damals niemand erkannte. Es ist freilich ein Anderes, die Gefahr zu erkennen und ein Anderes ihr zu entgehen. Freud konnte ihr nicht entgehen und hatte sein Schicksal zu erfüllen.

6.

Daß Freuds Schüler, das sind die Mitglieder der Int. psychoanalytischen Vereinigung, besser und vor allem anders sind, als ich sie in meinem Buche beschrieb, geht vielleicht am besten aus der Tatsache hervor, daß ich es mir zur Ehre anrechne, heute viele von ihnen zu meinen Freunden zu zählen. Man soll, wenn man mein Buch liest, nicht aus dem Auge verlieren, daß der Autor damals die Psychologie

Lucifers entwickelte, ohne es zu wissen. Die fünf Kriegsjahre, die ich im Felde stand, hatten mich wohl auch einigermaßen verwildert. Vor allem aber stand ich, als ich dieses Buch schrieb, unter dem Einfluß Wilhelm Stekels, der mich kurz vorher analysiert hatte. Ich und die meisten Analytiker mit Verantwortungsgefühl, welche die Macht der „Übertragung" in der Analyse kennen, würden ihren Analysanden dringend abraten, ein Buch zu schreiben, in dem ihr Analytiker eine Hauptrolle spielt. Stekel hat das nicht getan. Im Gegenteil. Er hat meine private Widmung: „Keine Zeile dieses Buches wäre ohne Sie geschrieben worden" kurz darauf anläßlich einer Kritik einer anderen Arbeit von mir, nicht ohne Stolz veröffentlicht. Man kann an mehreren Stellen des Buches Bedenken gegen meine Objektivität und das unsichere Gefühl ausgesprochen finden, ich sei von Stekel zu sehr beeinflußt. So S. 217: „Ich erkläre mich für befangen und nicht berufen, Recht und Unrecht im Falle Stekel zu beurteilen." Immerhin wird Stekel in meinem Buche glorifiziert und i c h w ü r d e d a s h e u t e n i c h t m e h r t u n, wenngleich ich nicht in der Lage bin, über den Fall Stekel irgendetwas auszusagen. Man darf seinen ehemaligen Freunden nicht in den Rücken fallen, es macht mit Recht einen abscheulichen Eindruck, wenn man es tut. Ich halte ihn aber heute nicht mehr für den „erfolgreichsten und hervorragendsten Schüler Freud" und seinen „logischen Erben" (S. 17 u. 225).

7.

Ich glaube, daß ich auch noch aufklären soll, was ich in meinem Buche über Selbstmorde von Analytikern gesagt habe. Ich spreche dort von Otto Weininger, dem Autor des berühmten Buches „Geschlecht und Charakter", der sich erschossen hat. Er starb 1903, also bevor er überhaupt die Möglichkeit hatte, von der Psychoanalyse als praktischem Instrument beeinflußt zu werden, und ich habe das auch nicht behauptet. Die drei anderen Analytiker, die ich als Selbstmörder nenne, waren alle drei niemals analysiert worden, und das war ja gerade ein Hauptgrund, warum ich sie nannte. Der nicht analysierte Analytiker ist in Gefahr, wenn auch nicht gerade immer in Gefahr des Selbstmordes. Man kann das in meinem Buch S. 67/68 nachlesen. Unter meinen Kollegen hat der folgende Passus unliebsames Aufsehen erregt: „Drei geistreiche Analytiker habe ich gekannt . . . die freiwillig aus dem Leben schieden . . . Andere werden folgen." Der letzte Satz wurde als eine mehr oder weniger verhüllte Aufforderung ver-

standen, sich umzubringen. Ich weiß wirklich nicht, ob da die Feindseligkeit nicht eher auf Seiten meiner Kollegen lag, und ich darf mit Genugtuung sagen, daß man mir heute eine solche Gesinnung nicht mehr zumutet. Ich stelle aber ausdrücklich fest, daß ich ausschließlich betonen und überbetonen wollte, wie wichtig es für Analytiker sei, daß sie selbst ihre eigenen Komplexe kennen, bevor sie die anderer Leute herausfordern und auf sich wirken lassen.

Hiermit bin ich am Ende des persönlichen Teiles dieser Berichtigung angelangt und beeile mich, ruhiges, wissenschaftliches Fahrwasser zu erreichen.

*

II.

Ich darf vielleicht nach so vielen Geständnissen meiner Genugtuung Ausdruck geben, daß ich den weitaus größeren Teil des Buches noch heute in meinen Vorlesungen verwende, die Darstellung also für richtig halte. Folgendes möchte ich im Allgemeinen sagen: Im Leben jedes Forschers folgt auf das Zeitalter seiner Entdeckungen das Zeitalter der Besinnung, in dem er einige Schritte zurücktritt, um seine Ergebnisse zu überschauen und zu einer theoretischen Erkenntnis zu gelangen. Man hat die erste Periode die goldene und die zweite die silberne genannt. Ich meine, daß ich der goldenen Periode Freuds bis zu einem gewissen Grade gerecht geworden bin, nicht aber der silbernen. Stekel hat in seinen zahlreichen Publikationen oft genug wiederholt, daß er für Theorie nicht viel übrig habe und hat mich in diesem Sinne beeinflußt. So übersah ich die Wendung zu theoretischer Klärung, die in Freuds Forschung eingetreten war. Auch besaßen wir 1923 eine Reihe von Freuds Publikationen noch nicht, die das Ringen um tiefere Einsicht zum Abschluß brachten. „Das Ich und das Es" waren erst eben erschienen und nicht leicht zu verstehen für einen, der entschlossen war, theoretische Überlegungen gering zu schätzen.

1. Metapsychologie.

Dieser von Freud in die psychoanalytische Terminologie eingeführte Begriff ist in meinem Buche mißverstanden. (S. 53 Z. 30 bis S. 54 Z. 5 — S. 142 Z. 27 bis 143, Z. 8 — S. 233 Z. 21 bis 23). Ich stelle den Begriff als einen metaphysischen, nahezu mystischen hin. Um jene Zeit befand ich mich in heftiger Fehde mit den Wiener Okkultisten und das Wort Metapsychologie (manchmal Parapsychologie) wurde von den Okkultisten lange vor Freud für die Erklärung „über-

sinnlicher Phänomene" verwendet. Ich finde auch noch heute mit vielen anderen Anhängern der Psychoanalyse, daß Freud für das, was er seine Metapsychologie nennt, lieber einen anderen Namen hätte wählen sollen, der Mißverständnissen weniger ausgesetzt ist. Was er aber tatsächlich meint, hat mit Metaphysik und mit Erkenntnistheorie überhaupt nichts zu tun. Freud hat bekanntlich eine Trieblehre aufgestellt: Ichtriebe und Sexualtriebe, welch letztere als homo- und hetero-sexuelle, als narzißtische, sadistische und von verschiedenen (erogenen) Körperzonen abhängig (z B. anale, orale) in Erscheinung treten. Metapsychologie im Sinne Freuds ist ein Versuch, triebhaftes Geschehen von drei Gesichtspunkten aus zu beurteilen: dem dynamischen, das heißt: welche Triebarten sind am Werke? Dem ökonomischen, das heißt: welche Quantitäten von jeder in Erscheinung tretenden Triebart? Schließlich dem topischen, das heißt: welche Systeme (Ich, Es, Vorbewußsein, Über-Ich) liefern jeweils die in Betracht kommenden Triebe?[1] Man sieht, daß da von Philosophie oder gar Mystik keine Spur ist. Im Gegenteil, Freud wird in seiner wissenschaftlichen Betrachtungsweise immer strenger, immer mechanistischer und versucht, seine psychischen Begriffe womöglich in den Bereich des wäg- und meßbaren einzuführen. Wir sind auf diesem Wege vorläufig noch nicht sehr weit gekommen. Wer sich darüber informieren will, mag in Freud, Ges. Schriften, Bd. V, nachlesen.

2. Das Ich der Psychoanalyse.

Über diesen Begriff las ich Freud in meinem Buche die Leviten in einer mißverstehenden Art, die mir heute beinahe komisch vorkommt. Zwar bin ich auch heute noch nicht überzeugt, ob Freuds Einteilung in Ich, Es und Überich von der Wissenschaft mit Freuds Terminis dauernd übernommen werden wird. Man ist so sehr gewohnt unter dem Ich die Gesamtpersönlichkeit zu verstehen, daß man vielleicht lieber, ganz im Sinne Freuds, aber mit etwas verschiedenen wissenschaftlichen Terminis von einem Triebich, Wahrnehmungsich und Überich als Unterteilungen des Gesamtich sprechen wird. Dabei gebe ich zu, daß Freuds Es mehr ist als ein Triebich, und auch sein Ich mehr ist als nur ein Wahrnehmungsich. Es beherrscht ja auch den Zugang zur Muskulatur, die Entscheidung über Wirklich und Unwirklich und anderes mehr. Dieses Problem der Terminologie ist aber nicht das,

1) Die Formulierung des Autors weicht hier z. T. von der originären ab (Anm. d. Schriftl.).

was ich hier richtig zu stellen habe, sondern meine Konfusion des metaphysischen Ichbegriffes mit dem der psychologischen Anschauung entnommenen psychoanalytischen Ichbegriff. Ich donnere in meinem Buch als Anhänger der nun schon lange wieder verlassenen naturalistischen Philosophie (Ernst Mach, Nietzsche u. a.), daß es gar kein Ich gebe, daß, wie Mach lehrte, „der Begriff des Ichs nicht zu retten", daß er, wie Nietzsche lehrt, rein eine „Verführung von Seiten der Grammatik" sei. (Vorher und nachher sehen wir die idealistische Philosophie und auch die jüngeren Professoren ganz erfüllt von ihrem Ichbegriff.) Ich übersah, daß ein Psycholog wie Freud in diesen philosophischen Streit, der nach dem Wesen der Dinge fragt, weder einzugreifen noch an ihm interessiert zu sein hat. Ich behaupte in meinem Buche, daß der Narzißmus die Fiktion des Ichs schaffe. Das ist eine interessante philosophische aber unbeweisbare Ansicht. Es steht mir schlecht an, erst Freud vorzuwerfen, daß er sich in seinen späteren Jahren unter die Philosophen begeben habe und nun als ein Neuling unter ihnen nicht einmal wisse, daß man unter Philosophen den Begriff des Ichs bestreitet — und dann selber eine metaphysische Volte zu schlagen.

Freud spricht von seinem psychoanalytischen Ich wie ein Ingenieur von Pferdekräften oder Elektrizität. Die Frage, was Elektrizität oder Kraft eigentlich sei, geht den Ingenieur nichts an. Freud spricht von einem Etwas, das eingebettet ist zwischen einer Außenwelt, die es wahrnimmt und beeinflußt, und zwischen einer Innenwelt, die man in der Psychologie vor Freud kaum beachtet hat. Dieses Etwas, das sieht und hört und denkt und entscheidet, das von seiner Außenwelt und von seiner Innenwelt abhängig und bedrängt ist, nennt Freud das Ich. Es hat Grenzen nach außen und nach innen, es steht in Zusammenhang mit der Außenwelt einerseits und dem Es und dem Überich andrerseits, und gewisse Mechanismen, die man Freudsche Mechanismen nennt, spielen zwischen ihnen. Dieses Ich und diese Mechanismen sind so wenig im Sinne der Erkenntnistheorie gemeint, daß man vielleicht eines Tages unter dem Mikroskop ein Freuds Einteilung entsprechendes Gewebs- und Zellstruktur finden mag. Auch würde gegen Freuds psychologisches Ich ein Einwand von Seiten jener philosophischen Schule, die das Ich philosophisch leugnet, kaum erhoben werden. Hier steht das Reich des psychologischen, das ist doch wohl noch immer naturwissenschaftlich beschreibenden Begriffes dem Reiche des philosophischen Begriffes reinlich gegenüber. Freilich ist Freuds Psychoanalyse

erst nach langem Tasten, das ungefähr bis 1923 dauerte, zu ihren gegenwärtigen Feststellungen gekommen. Ich kann aber leider nicht behaupten, daß ich in meinem Buche zu dieser Klärung beigetragen habe (S. 158/159 — S. 200, Z. 8—11 — S. 200, Z. 14—20.)

Freuds psychologisches Ich hat auch nichts mit dem Selbstbewußtsein, das ist mit dem Wissen um unser eigenes Ich zu tun. Ich spreche zwar (S. 158/159) von dem (genetischen) Entstehen unseres Selbstbewußtseins und habe in dem Buche: „Die Befreiung des Kindes" (1926, Kapitel 3) Ausführlicheres darüber mitgeteilt. Ich entwickle dort das Wissen um unser Ich aus dem Wissen um unsere Umgebung, um das Du, das uns liebt. Damit ist aber noch gar nichts über das Wesen unseres Selbstbewußtseins ausgesagt, das nach Dubois-Reymond ein Ignorabimus und nach theologischer Anschauung ein Wissen um Gott ist. Das Wesen aller Dinge und so auch des Selbstbewußtseins liegt jedenfalls außerhalb des psychoanalytischen Kreises und soll uns in unserer psychologischen Introspektion nicht stören.

3.

Ich beklage mich an mehreren Stellen meines Buches, daß Freud Klassifikation und Unterteilung übertreibe (S. 34). Das ist möglicher Weise richtig. Wenn ich aber ausrufe: Wenn es nur keine Einteilungen gäbe! (S. 306) dann könnte ich fast ebenso sagen: Wenn es nur keine Wissenschaft gäbe! Denn wie anders soll eine wissenschaftliche Methode und gar eine, die sich ausdrücklich Analyse nennt, vorgehn als einteilend. Der Künstler sieht alles auf einmal und stellt es schöpferisch dar. Der Wissenschaftler muß mühselig einteilen. Er muß, wie Freud nach Rückert zitiert, seine Erkenntnisse erhinken. Aus einem gewissen Unwillen das anzuerkennen, habe ich in meinem Kapitel Narzißmus abgelehnt, Freuds Einteilung in einen primären und sekundären Narsißmus zu begreifen (S. 208 Z. 17). Das war allerdings 1923 nicht ganz so leicht wie später. Ich habe 1929 in meiner „Critique of Love" diese Einteilung nachgeholt. Sie ist klar wie Kristall. Wenn das Kind zum Bewußtsein seines Ichs kommt und dieses Ich liebt, dann sprechen wir von Narzißmus. Wenn das Kind Libido an die Außenwelt abgibt, die es seinem Narzißmus abringt, dann sprechen wir vom Objektlibido. Wenn das Kind oder auch später der Erwachsene Schwierigkeiten in der Außenwelt findet, die sich nicht immer und niemals restlos lieben läßt, dann zieht er die Objektlibido wieder zurück, wie Timon von Athen, und

zu seinem primären Narzißmus von früher her, kommt dann der Betrag der auf das Ich zurück strömenden Libido als sekundärer Narzißmus hinzu. Dieses Hin und Herströmen der Libido ist praktisch zur Menschenkenntnis und auch in der psychoanalytischen Differenzierung von großer Wichtigkeit.

4. Kastrationskomplex.

Als ich mein Buch schrieb, war ich noch nicht überzeugt, daß der Kastrationskomplex im Unbewußten jedes Menschen eine entscheidende Rolle spiele. Heute weiß ich, daß keine Analyse ihren Namen verdient, die den Kastrationskomplex des Analysanden nicht aufdeckt. Kein Mensch kann in seiner psychischen Entwicklung einer Periode entgehen, in der er sich vor einem blutigen Verlust fürchtet, der mit dem männlichen Genitale in Zusammenhang steht. Diese Periode kommt manchmal niemals zu Bewußtsein, die gesamte Kastrationsangst spielt sich dann schon beim Kinde im Unbewußten (Vorbewußten) ab. Ihre Ausläufer lassen sich aber jedesmal nachweisen und jede Angst, auch die moralische und besonders die, steht auf dem Resonanzboden der Kastrationsangst. Freud und seine Schüler wissen sehr wohl, daß diese Entdeckung Freuds für den sogenannten gesunden Menschenverstand grotesk und unannehmbar klingt. Wir waren selbst über den eigentümlichen Fund erstaunt, er konnte durchaus nicht erwartet werden im Sinne einer vorgefaßten Idee. Auf der Suche nach Erklärungen des Kastrationskomplexes hat Freud von Erziehern gesprochen, die den Knaben drohen, daß man ihnen das Genitale abschneiden würde. Ferner wurde die von Knaben und Mädchen beobachtete Verschiedenheit ihrer Genitalien zur Erklärung der Angst des Knaben und des Neides der Mädchen herangezogen. Diese Erlebnisse sind offensichtlich ungenügend, um die Universalität der Kastrationsangst zu erklären. Sie sind umso ungenügender als die Kastrationsangt sich auch beim Weibe findet, so daß man fragen mußte: wie können sie fürchten, etwas zu verlieren, was sie nicht besitzen? Man könnte ja von jedweder theoretischen Erklärung absehen, solange man keine ausreichende kennt, und an der Tatsache des Kastrationskomplexes bestünde dennoch kein Zweifel. Man weiß auch nicht, warum das Weib im Gegensatze zu den meisten Säugetieren menstruiert und ein Hymen hat, und muß sich damit begnügen, die Tatsache anatomisch und physiologisch zu beschreiben.

Ich habe in den letzten Jahren versucht, den Kastrationskomplex auf

die Basis der psychischen Bisexualität zu stellen. Wir sind alle bisexuell und diese Eigenschaft muß sich ihre psychische Repräsentanz suchen. Die erste Repräsentanz des jungen und schwachen Ichs, das sich in der Außenwelt spiegelt, ist der Ödipuskomplex: Vater und Mutter als Repräsentanz von männlich und weiblich. Wenn das Ich erstarkt und nur mehr das als seine Repräsentanz anerkennt, was innerhalb der Körpergrenzen vorgeht, wird das Genitale mit dem Zweifel und der Angst umgeben, die ein Resultat des Konfliktes sind zwischen dem bisexuellen Es und dem in unserer Kultur strenge aufgerichteten Begriff der Männlichkeit. Man zweifelt an seiner hundertprozentigen Männlichkeit, fürchtet für sie und hat Grund dazu. Alfred Adler hat, ohne etwas vom Kastrationskomplex zu wissen, dessen Derivate den „männlichen Protest" genannt. Man will das sein, was man glaubt, sein zu müssen, nämlich ein ganzer Mann oder ein ganzes Weib. Die Bisexualität läßt das nicht zu und so entsteht ein Konflikt, der ungefähr im Alter von sechs Jahren, aber auch früher in Form von Kastrationsangst in Erscheinung tritt. Dieser Konflikt folgt uns durch unser Leben, nimmt später verschiedene Formen an, aber die Form der Kastrationsangst, in die er zuerst gegossen wurde, behält vorbildliche Bedeutung ganz ebenso universell wie der Ödipuskomplex.

5.

Wie man sieht, Publikationen meiner letzten Jahre zeigen das deutlich, halte ich heute das Prinzip der Bisexualität, das sich in der Biologie vollkommen durchgesetzt hat, für grundlegend auch im psychoanalytischen Verständnis. Wenn ich also in meinem Buche schrieb (S. 125): „Ich selbst bin ungeeignet um die Ansprüche der Bisexualität mit Nachdruck zu vertreten etc.", so kann ich das heute nur so erklären, daß ich mich scheute, ein Gebiet zu betreten, von dem ich vielleicht ahnte, daß ich wissenschaftlich nicht mehr loskommen würde, wenn ich es einmal betreten hatte.

Mir scheint heute, daß sogar Polaritäten unseres Denkens wie Form und Inhalt, Aktiv und Passiv, Sein und Werden und so viele andere ihre Herkunft von dem Prinzipe der Bisexualität nicht verleugnen können. Aber darüber werde ich an anderer Stelle ausführlich berichten.

6.

Man wird im meinem Buche das Wesen der Übertragung im All-

gemeinen richtig dargestellt finden. Was ich aber zum Lobe von Stekels „aktiver Methode" und seiner Deutungskunst sage, mit der er seine Patienten immerfort „anschießt", so daß seine Analysen im Gegensatz zu denen der Freudschen Schule in drei bis sechs Monaten erfolgreich seien, das muß ich heute als ein Nichtverstehen der von der Freud Schule „Widerstandstechnik" und „Übertragungsneurose" genannten Begriffe bezeichnen. Auch diese beiden Begriffe waren 1923 noch nicht so klar wie heute. Es ist richtig, daß der Analysand in eine eigene, halb wirkliche, halb unwirkliche Abhängigkeit zu seinem Analytiker gerät, die wir die analytische Situation oder die Übertragungsneurose nennen. Die Erzeugung dieser Situation ist ein Hauptziel unserer Arbeit, welches bei Verwendung unserer Technik und bei Fällen, die überhaupt zur Analyse geeignet sind, regelmäßig erreicht wird. Wir verpflanzen die neurotische Störung des Patienten, die seine Reaktion gegen Insulte der Außenwelt ist, in unser Zimmer und in die Beziehung zwischen Patient und analysierendem Arzt. An die Stelle der ursprünglichen Neurose setzen wir eine künstliche, die wir möglichst vollständig zum Gefäß machen, in das die im Leben draußen erworbene Neurose einfließen kann. Wir haben dann nicht nur einen alten und erstarrten Stoff wieder in den Status nascendi gebracht, sondern auch ein schwer überschaubares, an Personen reiches Theaterstück auf die einfachste menschliche Beziehung von Ich und Du reduziert. Dem Patienten wird Gelegenheit gegeben, seinen Rythmus, seinen Wiederholungszwang, seinen Sadismus, seine Angst und alle anderen psychischen Phänomene in der Beziehung zu seinem Analytiker auszuleben, sie auf ihn zu übertragen. So entsteht unter Beobachtung einer heute bis ins Feinste ausgearbeiteten Technik das Kunstwerk der Übertragungsneurose, von welcher der Patient schließlich, wieder unter Verwendung einer besonderen Technik, befreit wird.

Es versteht sich, daß man seinen Patienten ganz und gar nicht „anschießen" darf, wenn man die oben beschriebene Absicht hat. Man darf ihn auch nicht mit Deutungen überschwemmen. Das Auf-den-Kopfzusagen hat in der Psychoanalyse nur ausnahmsweise Platz. Man muß sich im Gegenteil zurückziehen und passiv sein, um dem Patienten Gelegenheit zu geben, seines Lebens Teppich aufzurollen. Unter solchen Umständen und auch wegen der oft beschriebenen Dickflüssigkeit der libidinösen Positionen dauern unsere Analysen lange. Eine Analyse von drei Monaten ist überhaupt keine und eine von sechs Monaten immer noch ein fragwürdiges Kunststück.

An die Stelle der Deutung, welche die ersten Jahre von Freuds Forschung beherrscht hat, ist heute die Erfassung und Bekämpfung des Widerstandes getreten. Kein Patient will gesund werden. Manche wollen ganz bewußt nicht gesund werden und das sind oft nicht einmal die schwersten Fälle. Aber im Unbewußten steckt bei jedem Neurotiker ein Wille zur Krankheit, den wir heute als inneren und äußeren Krankheitsgewinn, als masochistische Tendenz, Schuldgefühl, Strafbedürfnis, Todestrieb beschreiben. Diese Begriffe überlagern sich zum Teile, sind einander auch über- und untergeordnet, und ich kann an dieser Stelle nicht im Einzelnen darüber berichten. Sie alle aber nähren den Widerstand gegen das Aufgeben der Neurose und wir haben genug zu tun, jedesmal zu erkennen, von wo der Widerstand gerade stammt und ihn mit unendlicher Geduld auf seinen Ursprung zurück zu führen. Ich weiß nicht, ob man sagen kann; Widerstandstechnik ist schwer und Deuten ist leicht; denn Deuten ist nicht immer leicht. Aber man darf sicherlich sagen: Wenn man den Widerstand beseitigt, ergibt sich die Deutung meist von selbst. Sie fällt aus dem Patienten heraus, wie das Bier aus dem Faß, wenn der Spund eingeschlagen ist. Deutung aber, auch richtige Deutung, und besonders die, wird ohne vorherige Beseitigung des Widerstandes vom Patienten nicht akzeptiert.

Wenn dem allen so ist, dann werden die folgenden Stellen meines Buches in ihrer Unannehmbarkeit klar und ich habe ihnen nichts hinzu zu fügen, als daß ich sie zurücknehme. Ich habe das damals nicht besser verstanden. (S. 223 — Z. 21—ff).

„Die Übertragung des Patienten auf den Arzt nimmt mit der Zeit solche Formen an, daß der Kranke sich von seinem Arzte gar nicht mehr trennen kann. So findet er denn wieder einen Menschen, der ihn so ernst nimmt, ihn täglich eine Stunde lang anhört und ausdeutet? Die Psychoanalyse wird dann selbst zu einer Krankheit, die sich an Stelle der Neurose setzt, wie sie der Patient vielleicht vor Jahren mitgebracht hat. Stekel behandelt seine Patienten nicht länger als drei bis sechs Monate. Was in dieser Zeit nicht geheilt ist, das will nicht geheilt werden. In mehreren Fällen haben wir versucht, widerspenstige Patienten, bei denen wir nicht mehr weiter kamen, einander zuzuschieben. Ich habe Patienten von Stekel nachbehandelt und noch öfters er die meinigen. So schlugen wir der Übertragung des Patienten ein Schnippchen.“

Ist es nicht interessant, wie verführerisch diese Worte klingen? Und

dennoch beruhen sie auf einem völligen Nichtverstehen des oben auseinander gesetzten psychoanalytischen Denkens.

7.

Das neurotische Symptom, der Traum, überhaupt alles psychische Geschehen hat eine Wurzel im gegenwärtigen Leben und eine andere weit zurück in der den Charakter formenden Kindheit. Will man also das Symptom verstehen und beseitigen, muß man beide Wurzeln berücksichtigen. Man muß ebenso erkennen, aus welchem Anlaß die Krankheit ausgebrochen ist, als auf welchem charakterologischen Unterbau sie ruht. Ich war 1923 der Meinung, daß Freud und seine Schule den gegenwärtigen Konflikt vernachlässigen, ihn nicht erkennen und ausschließlich kindlichen Unterbau, vor allem den Ödipuskonflikt für die spätere Neurose verantwortlich machen. (S. 228 Z. 2.) Ich habe mich seither überzeugt, daß dem nicht so ist. Die Geschicklichkeit im Erkennen der unerfüllten Wünsche des Lebens ist freilich bei verschiedenen Analytikern verschieden. Manche sind zu starr auf das System eingeschworen. Auch kann hier ein nicht wissenschaftliches Moment schwer ausgeschaltet werden: das Erraten, auch Intuition genannt. Es ist nicht gelungen, dieses Moment in der psychoanalytischen Praxis auszuschalten.

8.

Ich füge noch einige kleinere Korrekturen hinzu.

Josef Breuer, der noch am Leben war, als ich mein Buch veröffentlichte, ist 1925 in Wien gestorben.

Dr. Monroe Meyer (S. 148 u. 220) ist M. D. Ich habe in meinem Buche seinen Titel weggelassen, wie das in deutschen wissenschaftlichen Publikationen üblich ist.

Man findet bei Plato keine Erwähnung „Der ewigen Wiederkehr des Gleichen", wie ich S. 95 sage. Es sollte heißen: bei den Pythagoraern.

Schließlich hat die Psychoanalyse seit 1923 Fortschritte gemacht, die ich zusammenfassen und vielleicht im nächsten Jahre darstellen werde.

Ich glaube nicht, daß ich durch diese umfangreiche Berichtigung mein

Buch empfohlen habe. Aber das lag auch nicht in meiner Absicht. Jenes Buch war zu sehr Ausbruch eines Temperamentes, um wissenschaftlich einwandfrei zu geraten.

Unbewußte Motive im Verhalten Napoleons zu Talleyrand

Von

Edmund Bergler (Wien)

(Vortrag, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 22. Februar 1933.)

Napoleons Märchen kommt mir gerade so vor, wie die Offenbarung Johannis: es fühlt ein jeder, daß noch etwas drinsteckt, er weiß nur nicht was.

Goethe.

„— — beträgt doch nach F. Kircheisen die Bibliographie des napoleonischen Zeitalters — die überdies keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — 80.000 Publikationen. Diese gigantische, kaum einer anderen Geschichtsepoche auch nur annähernd zukommende Ziffer weist ja darauf hin, daß hier Probleme und Motive in Frage kommen mögen, welche in abgründiger Tiefe verborgen liegen und deshalb den selbst mit so beispielloser Emsigkeit betriebenen gewöhnlichen Methoden der Geschichtsforschung entweder vollends widerstehen oder durch dieselben nur unzulänglich und unbefriedigend aufgehellt werden, so, daß sich diese mit der wohl am tiefsten dringenden und aufschlußreichsten, der psychoanalytischen Methode kombinieren, ja stellenweise, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, der Psychoanalyse sogar ganz das Terrain überlassen müssen."

Jekels, „Der Wendepunkt im Leben Napoleons I." Imago 1914.

Charles Maurice Graf Talleyrand-Périgord, Bischof von Autun, Fürst von Benevent, war Napoleons langjähriger Außenminister. Seine Konflikte mit dem Kaiser, die bei Napoleon ungewöhnliche Langmut, sich Wahrheiten offen sagen zu lassen, die einem andern Kopf und Stelle gekostet hätten, die Tatsache, daß Napoleon jahrelang dieses Agieren des Grandseigneurtums und das provokante Zur-Schau-stellen des kaiserlichen Parvenütums durch Talleyrand sich gefallen ließ und endlich — und vor allem — die Untätigkeit, mit der Napoleon Talleyrands jahrelange Vorbereitungen zum Verrat und diesen selbst duldete, bilden ein Problem, das die Historiker und Biographen nicht gelöst haben und für das sie als Antwort kaum mehr als ein Fragezeichen auftischen. Es wird zu zeigen

sein, daß Napoleons Beziehung zu Talleyrand komplizierter war, als die des Kaisers zu einem brauchbaren und geschickten diplomatischen Handwerker, und — um es vorwegzunehmen — ohne Berücksichtigung unbewußter Motive schlechthin unverständlich bleibt.

Die Fragestellung, welche unbewußten Determinanten es Talleyrand ermöglichten, diese sonderbare Stellung zu beziehen, sei ausgeschaltet und einer in Vorbereitung befindlichen Arbeit des Verfassers[1] vorbehalten. Im folgenden werden die Motive untersucht, die Napoleons Motor in seinem Verhalten zu Talleyrand waren. —

Die historischen Tatsachen sind[2]: Talleyrand, Sohn verarmter Edelleute aus ältestem französischem Adel, wird aus Opportunitätsgründen und gegen seinen Willen zum Priesterberuf bestimmt (als vierjähriger Knabe war er von einer Kommode gefallen, hatte den Fuß gebrochen und da der Bruch lange nicht diagnostiziert wurde, heilte er schlecht, Talleyrand behielt eine Fußverkürzung und hinkte). In jungen Jahren (als 34jähriger) steigt er auf der kirchlichen Stufenleiter bis zum Bischof auf und zwar sind es Frauen, die ihm den Weg ebnen. Als Vertreter des Klerus kommt er in die Generalstaaten und wird später Vorsitzender der Nationalversammlung. Ein Geschäftemacher großen Stils, Korruptionist aus Überzeugung, *homme à femmes* aus Lust, am Spieltisch ein Hasardeur aus Leidenschaft, Zyniker aus unbewußten Triebschicksalen, setzt er ursprünglich auf die absolute Monarchie und läßt dem König durch dessen Bruder, den Grafen von Artois, vorschlagen, die Revolution mit Gewalt zu unterdrücken. Der Vorschlag wird abgelehnt, der König erklärt, lieber nachzugeben, als einen Tropfen Blut zu ver-

---

1) Talleyrand: Ein Beitrag zur Psychologie des Zynikers. Erscheint demnächst in der „Imago".

2) In der Darstellung der Lebensgeschichte Talleyrands halte ich mich im wesentlichen an die kürzlich erschienene Biographie Talleyrands von Franz Blei, gegen die — trotz blendender Darstellung und profunder historischer Kenntnis — das gleiche einzuwenden ist, wie gegen die Biographie Fouchés von Stefan Zweig: sie berücksichtigen überhaupt nicht die Kindheit und die daraus resultierenden unbewußten Vorgänge, wobei die Tatsache des Unbewußten im psychoanalytischen Sinn überhaupt übergangen wird. Ergänzt wurden die Angaben Bleis durch Werke, respektive Arbeiten von: Aretz, Chuquet, Jekels, F. M. Kircheisen, G. Kircheisen, Kleinschmidt, Ludwig, Lacombe, Martel, Masson, Roessler, Sainte Beuve, Scott, Steudhal, Wencker-Wildberg, Zweig, die Propyläenweltgeschichte Bd. VII. und die Memoiren von Napoleon, Fouché und Talleyrand etc. etc. (Näheres siehe Literaturverzeichnis.) — Beweisende Sätze in den Zitaten hat Verf. gesperrt setzen lassen.

gießen und der Graf von Artois beschließt: „Was mich betrifft, habe ich gewählt, ich verlasse morgen Frankreich." Darauf Talleyrand: „Wenn es so ist, Monseigneur, daß der König und die Prinzen ihr Interesse und das der Monarchie im Stiche lassen, bleibt jedem von uns nichts anderes übrig, als an seine eigenen Angelegenheiten zu denken." Die monarchisch-konstitutionelle Lösung, deren Hauptvertreter Mirabeau und sein Freund Talleyrand waren, wurde bald aufgegeben. Von Talleyrand — dem Bischof von Autun — geht der Vorschlag der Säkularisation der französischen Kirche aus. Daraufhin wird Talleyrand vom Papst exkommuniziert, „macht", wie er sagt, selbst gesetzestreue Bischöfe und inauguriert damit das Schisma. Nach den Vorgängen des 10. August 1792 bekam Talleyrand Angst und ging mit einem Paß Dantons als Führer einer Mission nach England. Das war, wie sich später erwies, ein Glücksfall ersten Ranges, dem Talleyrand sein Leben verdankte (er kam bald nach seiner Abreise auf die Liste der zu Guillotinierenden). Davon abgesehen, enthob die Auslandsreise Talleyrand der peinlichen Pflicht, für oder gegen die Enthauptung des Königs zu stimmen, was ihm ihn späteren Jahren, als er gegen Napoleon arbeitete, die Gloriole des Mannes, der das *ancien régime* und die Revolution (ohne Königsmörder zu sein) repräsentierte, erst ermöglichte. Aus England ausgewiesen, geht Talleyrand nach Amerika, verweilt dort bis zu seiner Rückberufung nach dem Sturze Robespierres am 9. Thermidor und der Einsetzung des Direktoriums unter Barras. Auf Antrag Cheniers erhält er die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren und wird — wieder durch eine Frau: Madame de Staël, die schon bei seiner Rückberufung der Hauptakteur hinter den Kulissen war — vom Direktorium zum Minister des Äußeren ernannt.[3] „*Il faut faire une immense fortune, une immense fortune*", sagt Talleyrand nach der Ernennung. Der preußische Gesandte berichtet nach Berlin: „Der Minister des Auswärtigen liebt das Geld und sagt ganz laut, daß er, im Fall er seinen Posten aufgebe, nicht bei der Republik um ein Almosen betteln wolle." Talleyrands Absicht, sich ein Vermögen zu machen, sprach sich rasch herum: um den 18. Brumaire schätzt man

---

3) „Drei Jahre später sollte Bonaparte den Anlaß finden, Tayllerand zu fragen, was das für eine Frau sei, diese Baronin Staël. Und Talleyrand wird antworten: „Eine Intrigantin, und das so sehr, daß sie es ist, durch die ich mich auf dieser Stelle befinde." — „Immerhin eine gute Freundin?" — „Eine Freundin? Sie würfe ihre Freunde ins Wasser, um sie mit der Angel herauszufischen." (Blei.)

sein Vermögen auf dreißig Millionen, das zum größten Teil aus diplomatischen Bestechungen stammt.

Während der zwei Jahre, welche Talleyrand als Minister in dem Palais Galiffet residierte, bestand seine politische Tätigkeit — nach einem Wort von Barras — darin, Bonaparte zu karessieren. Talleyrand hatte mit zielsicherem Instinkt den siegreichen Napoleon als kommenden Mann erkannt. Schon im ersten Brief, in welchem er Bonaparte seine Ernennung mitteilt (24. Juli 1797), steht der Satz, daß der Name Bonaparte ihm in seinen schwierigen diplomatischen Geschäften eine Hilfe sein werde. *(„Le nom seul de Bonaparte est un auxiliaire qui doit tout aplanir.")* Und Napoleon, den Wert Talleyrands für seine weiteren Pläne erkennend, antwortet: „Die Wahl, welche die Regierung getroffen hat, indem sie Sie zum Außenminister ernannte, macht ihrem Urteilsvermögen Ehre. Ich bin glücklich, es mit Ihnen zu tun zu haben und Sie von meiner hohen Wertschätzung zu überzeugen". Nach dem Frieden vom Campo Formio, den Bonaparte mit Österreich schloß, schreibt ihm Talleyrand: „Herzlichen Dank, mein General; die Ausdrücke fehlen mir, um Ihnen alles zu sagen, was man in diesem Augenblicke möchte . . . Adieu, General des Friedens! Freundschaft, Bewunderung, Respekt, Anerkennung, man weiß nicht, wo authören in dieser Aufzählung". Das erste Zusammentreffen Napoleons mit Talleyrand spielte sich bei Talleyrand ab. Dem General fiel die Ähnlichkeit Talleyrands mit Robespierre auf: „dasselbe blasse, undurchdringliche, maskenhaft starre Gesicht, in dem nur die Nasenflügel vibrierten, die beiden scharfen Falten von der frech gestülpten Nase zum Mund, dessen Winkel sie hinabzogen, derselbe Blick der graugrünen Augen. Dieselbe wegen des Fußes übertrieben aufrechte Haltung, die des hohen Stockes nicht zu bedürfen schien, so geschickt kaschierte das der, der sich auf ihn stützte, beim Gehen."

„Der kleine, magere, nervöse General mußte den Kopf, von dem das schwarze Haar fast die Stirn und ganz die Ohren bedeckte und bis auf den hohen Kragen fiel, etwas heben, wenn er mit dem Minister sprach, der ihm das erträglich zu machen verstand, indem er sich etwas neigte, nicht herablassend, sondern als ob es ihm natürlich wäre. Er affektierte ein Aussehen, als ob er weit älter wäre, als dreiundvierzig". (Talleyrand war 15 Jahre älter als Napoleon). Blei, S. 84.

Talleyrand selbst schildert in seinen Memoiren (I. S. 202) diese Begegnung und man kann annehmen, daß die äußere Szenerie dieser

Begegnung eine der wenigen ohne Vorbehalt zu genießenden Stellen in den 1720 Seiten der Memoiren des Fürsten darstellt:

„Ich hatte ihn noch nie von Angesicht gesehen und schon am Tage seiner Ankunft schickte er mir gegen Abend einen Adjutanten mit der Anfrage, wann er mir seinen Besuch machen könne. Ich stellte mich ganz zu seiner Verfügung und er ließ sich für den nächsten Vormittag 11 Uhr anmelden. Ich hatte Frau von Staël eingeladen . . . Als der General vorfuhr, ging ich ihm bis an die Treppe entgegen und führte ihn dann in den Salon, wo ich ihm Frau von Staël vorstellte, die er aber nur flüchtig grüßte . . . Beim ersten Anblick hatte er mir sofort gefallen: eine gewinnende Erscheinung, lebhafte, geistreiche Augen, das Antlitz edel geformt und von einer matten Blässe und, was die Hauptsache war, zwanzig glorreich gewonnene Schlachten, und dabei noch so jung! — Er unterhielt sich mit mir sehr offenherzig und vertraulich und versicherte mir in der liebenswürdigsten Weise, wie er sich über meine Ernennung gefreut habe, weil er sofort aus meinen Briefen ersehen, daß ich doch ein ganz anderer Mensch sei als die Herren vom Direktorium. Dann sagte er plötzlich und ohne weiteren Übergang: „Sie sind ein Neffe des Erzbischofs von Reims, der sich jetzt bei Ludwig XVIII. aufhält“, und fügte nach einer Pause hinzu: ich habe auch einen Oheim, der Erzdiakon von Korsika ist und der mich erzogen hat. Sie wissen, ein dortiger Erzdiakon ist soviel wie ein Bischof von Frankreich.“

Das Fest, das das Direktorium zu Ehren Napoleons gab, hatte Talleyrand im Auftrag des Direktoriums zu arrangieren, wobei Napoleon bejubelt und das Direktorium ausgepfiffen wurde, was Talleyrand, der auch da schon ein Doppelspiel gegen das Direktorium spielte, nicht unangenehm war.

In den Memoiren Napoleons ist über die Feier des 21. Jänner (Hinrichtung des Königs) folgendes zu lesen: (Wencker-Wildberg II. Bd. S. 279 ff.):

„Die Regierung feierte den Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI., und Direktoren und Minister stritten heftig darüber, ob Napoleon der Feierlichkeit beiwohnen sollte oder nicht. Man befürchtete einerseits, das Direktorium würde in der Volksgunst Schaden erleiden, wenn es ihn nicht hingehen ließe; anderseits, das Volk möchte das Direktorium ganz übersehen und sich nur mit dem General beschäftigen. Endlich kam man doch zu dem Schluß, Napoleons Anwesenheit sei aus poli-

tischen Gründen erforderlich. Talleyrand, der Minister des Äußern wurde mit dieser sozusagen diplomatischen Unterhandlung betraut. In seiner Eigenschaft als Außenminister war er anläßlich der Friedensverhandlungen von Campo Formio mit Napoleon in Korrespondenz getreten. Von dieser Zeit an bemühte sich Talleyrand, dem General zu gefallen und sich bei ihm einzuschmeicheln; er war auch der Mittelsmann, dessen sich das Direktorium bei seinen Auseinandersetzungen mit Napoleon bediente. Napoleon, der gern allen Veranstaltungen solcher Art ferngeblieben wäre, bemerkte folgendes: Ich bekleide kein öffentliches Amt. Ich habe persönlich mit diesem angeblichen Fest nichts zu tun, das seiner ganzen Art nur recht wenig Leuten gefällt. Dies Fest ist im höchsten Grade unpolitisch, das Ereignis, das es in der Erinnerung zurückruft, war eine Katastrophe und ein nationales Unglück. Ich begreife sehr wohl, daß man den 14. Juli feiert, denn an diesem Tage hat das Volk seine Rechte erstritten. Aber es hätte diese Rechte erringen und eine Republik errichten können, ohne sich mit der Hinrichtung eines Fürsten zu beflecken, der von der Verfassung selbst für unverletzlich und unverantwortlich erklärt worden war. Ich will nicht erörtern, ob diese Hinrichtung nützlich oder schädlich war; aber ich behaupte, sie war ein unglückliches Ereignis. Nationale Feste feiert man zur Ehre von Siegen, die Opfer aber, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, beweint man[4] ... Talleyrand bot seine ganze Beredsamkeit auf; er suchte zu beweisen, daß dieses Fest gerecht wäre, weil es politisch wäre. Politisch wäre es, denn alle Länder und alle Republiken hätten stets den Sturz der despotischen Gewalt und den Tyrannenmord als einen Triumph gefeiert. So hätte Athen den Tod des Pisistratus, Rom den Sturz der Dezemvirn verherrlicht. Übrigens sei das Fest durch ein Gesetz geboten, dem das ganze Land unterworfen sei und dem jeder sich zu fügen und zu gehorchen habe ... Nach langem Hin- und Herreden fand man endlich einen Mittelweg.

---

4) Anfangs Januar 1810 schlug der Reichskanzler Combacérès dem Kaiser Napoleon einen Hofball auf den 21. Januar vor. Kaum hatte Combacérès jedoch diesen Tag in Verbindung mit einem Hofball genannt, als Napoleon empört aufsprang und den Kanzler anfuhr: „Was? auf den 21. Januar schlagen Sie einen Hofball vor? Was denken Sie? Am Todestag eines Ehrenmannes tanze ich nicht.“ (Blei.)

Das Institut nahm an der Feierlichkeit teil; es wurde abgemacht, daß Napoleon als Mitglied des Instituts mit den Gelehrten seiner Sektion im Zug gehe; er erfüllte damit eine Pflicht als Angehöriger einer Körperschaft und vollzog keine freiwillige Handlung . . ."

Bald hierauf erfolgt Bonapartes Abreise nach Ägypten, wobei er mit Talleyrand vereinbarte, der Minister werde nach Konstantinopel gehen, um mit der Pforte zu unterhandeln, ein Versprechen, das Talleyrand nie einlöste. Dagegen geschieht etwas völlig Unerwartetes: Der schwer erkrankte Talleyrand übergibt Napoleon bei seiner Einschiffung nach Ägypten (Mai 1798) 100.000 Francs. Er bekam sie zwei Jahre darauf unter dem Konsulat zurück. „Der Kaiser wird ihn einmal fragen: „Was bewog Sie damals, mir das Geld zu geben?" Und Talleyrand wird erwidern: „Ich hatte keinen besonderen Grund. Es war möglich, daß ich Sie nie wieder sah. Sie waren jung und ich fühlte mich unwiderstehlich dazu gedrängt, Ihnen diesen Dienst zu leisten". Darauf fand Napoleon keine andere Antwort als „*Vous faisiez un metier de dupe*". (Blei.)

Talleyrand hatte als Minister des Direktoriums nur in Geldaffairen Glück, außenpolitisch machte man ihn für das Zustandekommen der zweiten Koalition gegen Frankreich verantwortlich und zerrte Bestechungsaffairen ans Tageslicht. Talleyrand kam der Absetzung zuvor und demissionierte. Vier Monate später kam der 18. Brumaire, Napoleons Staatsstreich, und Talleyrand wurde wieder Minister. Talleyrand spielte den Vermittlungsmann zwischen Sieyès und Napoleon. Bei den Vorbereitungen zum Staatsstreich ereignete sich folgende Szene, die Talleyrand in seinen Memoiren I. S. 212 beschreibt:

„Einige Tage vor dem 18. Brumaire trug sich bei mir eine eigentümliche Szene zu. Bonaparte, der an der Rue Chautereine wohnte, kam eines Abends zu mir, um noch verschiedenes mit mir zu besprechen. Ich wohnte ganz in seiner Nähe, an der Rue Taitbout, und zwar in einem Hinterhause, das von dem Hauptgebäude durch einen Hof getrennt war. Wir saßen in meinem Kabinett, wo nur einige Kerzen brannten und unterhielten uns sehr lebhaft. Mitternacht war schon vorüber. Auf einmal hören wir von der Straße herein lauten Lärm und als wir genauer hinhorchen, auch Pferdegestampf, wie von Kavallerie. Bonaparte springt erschrocken auf, er erbleicht und sieht mich fragend an. Ich glaube, daß ich gleichfalls die Farbe gewechselt habe, fasse mich aber, blase sofort die Kerzen aus, schleiche leise durch den Hof und sehe von einer

oberen Galerie auf die Straße hinab. Zuerst konnte ich nicht erkennen, was unten vorging, endlich sah ich aber doch, was es war und mußte an mich halten, um nicht aufzulachen. Die Straßen von Paris waren damals zur Nachtzeit nicht besonders sicher und wenn man um Mitternacht die Spielhäuser im Palais royal geschlossen hatte, so fuhren die Bankhalter mit ihren Geldern in einigen Fiakern nach Hause, ich glaube nach der Rue Clichy, wo sie wohnten. Sie ließen sich dabei von reitenden Gendarmen begleiten, die der Polizeiminister ihnen gegen gute Bezahlung bewilligt hatte. Zufällig mußte nun gerade vor meinem Hause einer von den Fiakern ein Rad verlieren, was den Aufenthalt, den Lärm und die ganze Unruhe verursachte. Bonaparte und ich lachten herzlich darüber und auch über unseren panischen Schrecken, der indes erklärlich war, denn man konnte in jenen Tagen von seiten des Direktoriums auf alles gefaßt sein."

Talleyrand setzt nun seine Rolle, die er von Anfang an Napoleon gegenüber einnahm, fort: er stellte alle Gedanken, die der Konsul bloß bei sich zu denken wagte, als nächstliegende Staatsnotwendigkeit dar und präsentierte sich Napoleon als ein lebendiges „Es-ist-erlaubt". Einige Beispiele:

In Talleyrands Memoiren I. S. 215 lesen wir: „Um dieser Autorität einen noch größeren Nachdruck zu geben, machte ich ihm (Napoleon) am Tage seiner feierlichen Installation (als Konsul) einen Vorschlag, den er mit Bereitwilligkeit annahm. Alle drei Konsuln hielten täglich Sitzung, zu welcher die Minister erschienen, um die Berichte ihres betreffenden Ressorts abzustatten. Das Portefeuille des Äußeren ist aber in jedem wohlgeordneten Staat ein geheimes und darf nicht im offenen Ministerrate verhandelt werden; ich bat daher den General, mir zu erlauben, über die Angelegenheiten meines Ministeriums nur mit ihm allein zu verkehren. Bonaparte begriff sehr gut die Tragweite meines Vorschlages und traf sofort die nötigen Anordnungen. Ich arbeitete also immer nur mit ihm allein."

Talleyrand gab Napoleon den Rat, das zweite Konsulat einem Juristen für die Justiz und das dritte einem geschickten Finanzmann für die Finanzen zu übertragen: „Das wird sie beschäftigen, wird sie amüsieren und Sie, General, haben alle lebendigen Teile der Regierung zur Verfügung." Selbst aber sollte Napoleon das in der Hand haben, was direkt mit der Politik zu tun hat: die Ministerien des Innern und der Polizei, das Außenministerium und die beiden großen

Exekutivmittel Heer und Marine. Die Folge dieser Vorschläge war folgende Äußerung Napoleons zu seinem Sekretär Bourienne:

„Dieser Talleyrand hat viel Verstand. Er ist sehr geschickt. Er hat mich durchschaut. Was er mir geraten hat — Sie wissen, daß es meine Absicht ist. Er hat recht: man geht viel schneller, wenn man allein geht. Der Konsul Lebrun ist ein anständiger Mensch, aber er hat keine Politik im Kopf, nur Bücher, und der andere, Combacérès, viel zu viel revolutionäre Tradition. Meine Regierung muß eine ganz neue Regierung sein."

Ein anderes Beispiel dieser Attitude ist ein Brief Talleyrands an Napoleon nach Marengo, in welchem er suggestiv vom Imperium spricht. Talleyrand war freilich in dieser Zeit kaum mehr als ein Exekutivorgan Napoleons und Chateaubriand hat nicht Unrecht, wenn er sagt: „*Talleyrand signait les événements, il ne les faisait pas.*" Anders ausgedrückt: „Bonaparte gab die Substanz, die für Talleyrand politisch zu traktieren war" (Blei), wobei Talleyrand an jeder Wendung der napoleonischen Politik durch Bestechungsgelder grob verdiente. Napoleon wußte, daß sich Talleyrand bereicherte. „Wenn Napoleon sich nicht um seine treuesten Diener kümmert, müssen wir es selbst tun, nicht?" sagte Talleyrand zu Combacérès. Dieses „nicht kümmern" war sub specie von Millionen gedacht und Talleyrand konnte den Satz aussprechen: „Wenn man will, hat man immer Geld." Napoleon nahm ihm die Bereicherung nicht übel. Der erste Konsul und die ganze bonapartistische Sippe machten es nicht anders. „Wenn ich nichts mehr habe", sagte der Kaiser zu Talleyrand, „dann wende ich mich an Sie. Also Hand aufs Herz: wieviel haben Sie an mir verdient?" „Ich bin nicht reich, Sire, aber alles, was ich besitze, steht zu Ihrer Verfügung." (Ludwig, S. 579.)

Talleyrand brachte übrigens Teile des alten Adels dazu, sich mit Napoleon abzufinden. Eine Regierung, unter welcher die fünfprozentige Rente von 7 auf 12% stieg, war vertrauenswürdig. „Und daß Namen und Herkunft einen politischen Wert bedeuteten, bekam Napoleon auf den Festen augenfällig zu merken, die der Minister ihm zu Ehren gab: fast der ganze Adel Frankreichs war da, und mehr als bereit, mit dem neuen Regime Frieden zu schließen. Daß neben dem politischen Kalkül Snobismus mitlief, ist selbstverständlich, sowohl beim Minister, ihm Faubourg Saint-Germain zuzuführen, wie beim Chef, es zugeführt zu bekommen. Bonaparte liebte „dieses Parfum des alten Adels". Als Kaiser wird er sich eine neue Aristokratie schaffen, „*le*

vrai, le seul soutien d'une monarchie, son modérateur, son levier, son point résistent" (Blei).

Dabei gab Talleyrand Napoleon wiederholt zu fühlen, daß der Kaiser der Parvenü und der Minister der Grandseigneur sei: „Denn diesem großen Namen entsprach genau die Geste, die Allure und die Haltung des einzigen Grandseigneurs in Bonapartes beamteter und militärischer Umgebung, die nach Stendhals Wort ‚aus kleinen Leuten' bestand. Der Chef kapitulierte vor den vollendeten Manieren des Grandseigneurs ebenso, wie vor seiner Routine im Traktement der politischen Geschäfte, was beides ihm imponierte, weil er beides nicht besaß, weder Routine, noch Manieren" (Blei). Als Talleyrand unter dem Kaisertum Oberkämmerer wurde, schrieb ihm zum Beispiel Napoleon:

„Herr Talleyrand, mein Oberkämmerer, ich schicke Ihnen dieses, um Ihnen meine Unzufriedenheit zu bezeigen darüber, daß die Freitag-Einladungen vom Souper sprachen, während sie für mein Diner bestimmt waren. Meine Intention ist, daß man in meinem Haushalt wie sonst auch den Gesetzen gehorche."

„Der gute Geschmack, Majestät" — antwortete Talleyrand, „ist Ihr persönlicher Feind. Könnten Sie sich seiner durch Kanonenschüsse entledigen, es gäbe ihn schon lange nicht mehr."

Oder: „Der Konsul erwartet ungeduldig den Kurier mit dem unterzeichneten Friedensvertrag von Amiens. Talleyrand hat ihn bekommen, steckt ihn in die Tasche und begibt sich, mit der Mappe unter dem Arm, nach den Tuilerien zur Erledigung der laufenden Geschäfte, er unterbreitet dem Konsul Rapporte zur Kritik und Unterschrift; kein Zug des Gesichtes verrät, daß er den Friedensvertrag in der Tasche hat. Der Minister lächelt: „Jetzt will ich Ihnen eine große Freude machen, — hier ist der unterschriebene Friedensvertrag mit England." — „Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?" fährt der erste Konsul seinen Minister an „Weil Sie mich dann nicht zu allem anderen gehört hätten. Wenn Sie glücklich sind, sind Sie unzugänglich." Blei, dessen Buch diese Schilderung entnommen ist, meint dazu, „Talleyrands pädagogische Absicht streift an die Unverschämtheit". Dabei stammen diese Aussprüche aus der Zeit der glücklichen Zusammenarbeit der beiden Giganten, in bösen Zeiten sagt Talleyrand dem Kaiser noch ganz andere Dinge.

Talleyrands Anteil am Konkordat war ein beträchtlicher, Talleyrand selbst wurde dem weltlichen Leben wiedergegeben. Napoleon zwingt

ihn, seine Geliebte, Madame Grand, eine hübsche, aber dumme Frau, zu heiraten. Auf Napoleons Wunsch kauft er das riesengroße Renaissanceschloß Valencay, „um würdig zu repräsentieren". Dasselbe Valencay, in das Napoleon später „die spanische Besatzung" der vertriebenen Bourbonen legen wird.

In einer ganzen Reihe von Fällen überspielt Talleyrand den Kaiser. Mit Recht haben verschiedene Biographen darauf verwiesen, daß Talleyrands Macchiavellismus darin bestand, Bonaparte zu isolieren: gegen die Revolution hin durch die Erledigung der letzten Jakobiner [5], gegen die Bourbons hin durch Erschießung des Herzogs d'Enghien. Es ist kein Zweifel, daß Talleyrand der Initiator der Ermordung des Herzogs war, ebenso wie Talleyrand ursprünglich den katastrophalen spanischen Feldzug unterstützte, weil er hoffte, daß Napoleon dabei unterliegen und damit stürzen werde. Natürlich hat Talleyrand seine Rolle im Falle d'Enghien [6] und Spanien abgeleugnet.

Wo beginnt eigentlich der große Konflikt Talleyrands mit Napoleon? Will man Talleyrand glauben, spielte sich dies so ab: Napoleon sei, durch seine Siege „förmlich berauscht", in seinem „unersättlichen Ehrgeiz" nicht geneigt gewesen, den „Weg der Mäßigung", den ihm Talleyrand empfahl, zu gehen und deshalb hätte der Minister seine Demission gegeben. Nach dem Frieden von Tilsit hätte Napoleon, der Talleyrand schon vorher zum Fürsten von Benevent [7] ernannt hatte, für ihn die Stelle eines Vize-Großwahlherrn kreiert, „im

---

5) Nach dem Höllenmaschinen-Attentat in der Rue Saint Niçaise wurden auf Talleyrands Rat durch einen Senatsbeschluß (!) 130 Jakobiner deportiert und 10 zum Tode verurteilt, und obwohl es sich später zeigte, daß Royalisten die Täter waren, wurde der Beschluß nicht rückgängig gemacht.

6) In jener Nacht des 21. März spielt Talleyrand Karten bei der Herzogin von Luynes. Um zwei Uhr sagt er: „Der letzte Condé hat zu existieren aufgehört." Sein chef de service Hauterive konnte, so gut sie sich miteinander standen, sein Entsetzen nicht verbergen. „Na, was verdrehen Sie die Augen? Was denn, was denn, sind Sie närrisch geworden? Ein Verschwörer wird an der Grenze abgefangen, man bringt ihn nach Paris, man füsiliert ihn, was ist da besonderes dabei?" Die Anekdote hat eine kürzere Fassung im Satz: „Na, was denn? Das ist Politik, mein Lieber!" (Blei, S. 130.)

7) „Daß der Kaiser Talleyrand gerade mit der päpstlichen Enklave Benevent belehnte, war ein boshafter Witz Napoleons auf den republikanischen Bischof, der die Säkularisation der kirchlichen Vermögen beantragt und durchgeführt hatte." (Blei, S. 157.)

Grunde nichts als eine hochangesehene und sehr einträgliche Sinekure" (Talleyrand, Memoiren, II. 248). Vor allem sei Talleyrand über das Verhalten Napoleons in Spanien empört gewesen:

„Napoleon residierte darauf (nach Jena und Auerstädt) einige Zeit in Berlin, und dort erhielt er die unvorsichtige Proklamation des Herzogs von Alcudia (des „Friedensfürsten"), die den Abfall Spaniens von Frankreich in nahe Aussicht stellte. Das gab wieder Veranlassung zu einer sehr heftigen Szene: der Kaiser schwur hoch und teuer, er werde die ganze Linie der spanischen Bourbons bis auf den letzten Mann vertilgen ... und ich schwur mir in jenem Augenblick im Stillen, gleich nach unserer Rückkehr, es koste, was es wolle, meine Entlassung zu fordern. Ich konnte der Minister eines solchen Mannes nicht mehr sein. Bestärkt wurde ich in diesem Entschluß durch die barbarische Behandlung, die Preußen im Frieden von Tilsit erdulden mußte, wobei ich, gottlob! nicht tätig war." (Talleyrands Memoiren, II. S. 240.)

Dies die Talleyrand-Legende. In Wirklichkeit begann Napoleon Talleyrand zu mißtrauen. Dazu kam, daß die Situation sich auch in Folgendem geändert hatte: Talleyrand war früher der Mann, der Napoleons geheimste Gedanken als erster als Staatsnotwendigkeit aussprach, während er jetzt dem Kaiser Bedenken vorzutragen begann. (So war z. B. Talleyrand gegen eine harte Behandlung Österreichs.) Diese Schwenkung Talleyrands, der als Realpolitiker die unlösbaren Verwicklungen, in die sich Napoleon (aus unbewußten Motiven) hineinmanövrierte, sah und um seine eigene Karriere unter einem Nachfolger fürchtete, ist das Entscheidende im unbewußten Verhalten Napoleons zu Talleyrand. Anders ausgedrückt: es ist die Schwenkung von der Repräsentanz der erlaubenden zu der der verbietenden Tendenzen des Über-Ichs, worüber später ausführlicher zu sprechen sein wird. Talleyrand, der die unbewußten Motive Napoleons nicht verstehen konnte und in ihm bloß einen Größenwahnsinnigen sah, der sich und seine Anhänger ins Verderben bringen werde, rückte vom Kaiser ab. Das moralisierende Gerede Talleyrands in seinen Memoiren über seine Empörung, ist Maske, da ein Mann, der den Grundsatz prägte, „der beste Grundsatz in der Politik ist, keinen zu haben", dazu schon aus rein psychologischen Gründen gar nicht fähig war.

Die Stelle als Vize-Großwahlherr[8] ermöglichte Talleyrand, weiter am Hofe eine große Rolle zu spielen und vor allem nicht ausgeschaltet zu sein. Als besondere Pikanterie dachte sich Napoleon folgende „Bosheit“ (so nennt es Fouché in seinen Memoiren) aus: die beiden spanischen Prinzen und ihr Onkel wurden auf Talleyrands Schloß in Valencay einquartiert, Talleyrand also praktisch Kerkermeister[9] oder wie Napoleon es ausdrückt: „Eine ziemlich ehrenwerte Mission, denn diese drei illustren Personen zu empfangen und zu amüsieren liegt im Charakter unserer Nation und dem Ihres Ranges. Madame Talleyrand möge sich mit sieben, acht Damen ebenfalls nach dem Schloß begeben, das ein Theater habe, eine Kapelle, — vielleicht gibt es da auch eine hübsche Weibsperson, an die sich der Prinz von Asturien attachiert, man besäße in ihr ein Mittel mehr, ihn zu überwachen“. Der Hinweis auf die „hübsche Weibsperson“ bezieht sich auf Madame Talleyrand, mit der der Onkel des jungen Königs, Carlos, tatsächlich ein Verhältnis einging, was Napoleon Talleyrand später brutal vorhielt. Um die Bosheit gegen Talleyrand voll zu machen, zahlte Napoleon für den kostspieligen Unterhalt der Prinzen — 50.000 fr. jährlich, also einen Pappenstiel. Es war praktisch eine Kriegskontribution, die Napoleon Talleyrand auferlegte.

Der „Verrat“ Talleyrands an Napoleon hatte drei Etappen: in der ersten ließ Talleyrand Napoleon auf die falsche

---

8) Im „Moniteur“ hieß es, daß sich seine Tätigkeit im Ministerium mit seiner neuen Würde nicht vertrüge. In Wirklichkeit war es eine halbe Kaltstellung, versüßt durch ein Gehalt von 500.000 Francs. Napoleon gab auf St. Helena als Ursache für Talleyrands Entlassung an: „Ein Mann von Talenten, aber man kann nichts mit ihm anfangen, wenn man ihn nicht bezahlt. Die Könige von Bayern und Würtemberg hatten sich so sehr über seine Habsucht beklagt, daß ich ihm das Portefeuille entzog.“ Eine glatte Augenauswischerei, da Napoleon von Talleyrands Bestechlichkeit schon vor der persönlichen Bekanntschaft genügend unterrichtet war und auch sonst derlei Skrupel nicht kannte.

9) Der Beginn der spanischen Affairen Napoleons ist eine Kette phantastischer Betrügereien („*Perfidie*“ nennt es der nachträglich moralische Talleyrand im Jahre 1816). Napoleon zwang erst den Thronfolger, der durch einen früheren Thronverzicht seines Vaters, der später als erzwungen dargestellt wurde, eigentlich König war, indem er ihn nach Bayonne, also auf französischen Boden lockte, auf den Thron zu Gunsten seines Vaters, und dann den Vater zu Gunsten von Napoleons Bruder Joseph zu verzichten.

Fährte setzen (Hineinlocken auf das spanische Abenteuer, Erschießung d'Enghiens), in der zweiten arbeitet er als Napoleons Unterhändler mit dem Zaren in Erfurt (1808) direkt gegen den Kaiser, in der dritten und letzten Etappe (1814) wird Talleyrand Ministerpräsident der ersten Restauration unter Ludwig XVIII.

In Erfurt wird er von Napoleon nicht nur mit der Inszenierung der ganzen Aufmachung (man spielt „Oedipe" von Voltaire), sondern auch mit den Verhandlungen mit dem Zaren Alexander betraut, wozu auch die Werbung um eine russische Prinzessin gehörte. Beim Thee im Salon der Fürstin Thurn und Taxis entledigt sich Talleyrand seines Auftrages wie folgt:

„Was gedenken Sie hier zu tun, Sire? Bei Ihnen liegt die Rettung Europas und das werden Sie nur erreichen, wenn Sie Napoleon die Stirne bieten. Das französische Volk ist zivilisiert, sein Souverän ist es nicht. Der russische Souverän ist zivilisiert, sein Volk ist es nicht. Also sollte der Herr Rußlands der Alliierte des französischen Volkes sein... Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen sind die Eroberung Frankreichs, das übrige ist die Eroberung des Kaisers; Frankreich legt keinen Wert darauf..." „Eure Majestät sollten sich zu keiner drohenden Maßregel gegen Österreich verleiten lassen, sondern nur gleiche Verpflichtungen da eingehen, wie mein Chef."

Man sieht: Talleyrand hat Napoleon in Erfurt verraten; seinem Einfluß auf den Zaren war es u. a. zuzuschreiben, daß Napoleon Erfurt ohne jedes Ergebnis verließ. Dabei sind diese Aussprüche Talleyrands nicht nachträglich von ihm konstruiert worden, wie viele andere. Es gibt eine Reihe von Bestätigungen zeitgenössischer Memoiren, die diese Angaben Talleyrands voll und ganz beglaubigen So zum Beispiel ein Ausspruch Metternichs in einer Denkschrift vom 4. Dezember 1808: „Wir sind also endlich an einem Zeitpunkt angelangt, wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriganten, sondern Männer, die imstande sind, die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung."

In Paris machen Talleyrands boshafte Bemerkungen über die spanische Expedition — der Kaiser hat selbst den Oberbefehl in Spanien übernommen — die Runde. Zum Beispiel: „Man bemächtigt sich der Kronen, aber man eskamotiert sie nicht." Oder: „Nichts einfacher und

nichts vielleicht notwendiger für das solide Etablissement der napoleonischen Dynastie, als das Haus Bourbon aus Spanien zu jagen. Aber wozu solcher Aufwand von Schläue, Perfidie und Kunststücken? Warum nicht einfach den Krieg erklären, wofür es an Motiven nicht gefehlt hätte? In einem solchen Kriege wäre die spanische Nation bestimmt neutral geblieben. Ohne es im geringsten zu bedauern, eine abgenützte Dynastie fallen zu sehen und berauscht vom Renommee Napoleons hätte sie nach schwachem Widerstand durch die reguläre Armee den freudigen Übergang zur napoleonischen Dynastie vollzogen..." Oder: „Der unglückliche Kaiser setzt seine ganze Situation in Frage durch dieses Unternehmen gegen einen nationalen Willen. Ein nie mehr zu reparierender Fehler." (Wie sehr Napoleon seine eigene Jugend verdrängt hatte, beweist die Tatsache, daß er die nationale Bewegung in Spanien nicht verstand, obwohl er selbst an der korsischen teilgenommen hatte.)

Die weiteren Schritte Talleyrands beim Verrat sind folgende: über Nesselrode, den der russischen Gesandtschaft zur besonderen Verwendung für Talleyrand beigegebenen Agenten, informiert er den Zaren über die Absichten Napoleons[10]. Nesselrode gesteht in seiner Autobiographie selbst ein, „daß er durch Talleyrand, der im Geheimen auf Napoleons Sturz hinarbeitete, am meisten erfuhr." (F. M. Kircheisen, S. 223.) Die Decknamen für seine Berichte sind: Cousin Henry, Ta. Anna Iwanowna, unser Buchhändler, der schöne Léandre etc. Ein zweiter Weg zum Zaren führt seit Erfurt über die eigene Familie: der Zar gab dem Neffen Talleyrands die Tochter der Herzogin von Kurland, eine Verwandte des Zaren, zur Frau. (Talleyrand hatte übrigens mit Mutter und Tochter ein Verhältnis). Über die Kurfürstin hat Talleyrand eine direkte Verbindung zum Zaren, eine Verbindung, die Napoleon kennt, (er läßt die Sekretärin dieses Kreises, Vicomtesse Laval, zu Beginn des russischen Feldzuges aus Paris ausweisen), und — hier ist wieder das Rätselhafte — gegen die er nichts unternimmt.

Talleyrand versöhnt sich während des spanischen Feldzuges mit

10) Es ist bei Talleyrands Geldgier nicht verwunderlich, daß er auch diese Nachrichten zu kapitalisieren versuchte. Im russischen Hofarchiv findet sich ein Brief Talleyrands aus dem Jahre 1810 an den Zaren mit der Bitte um 1½ Millionen Francs.

seinem Gegner Fouché, das heißt, er schließt mit ihm einen Pakt für den Fall des Sturzes Napoleons, auf den beide offen spekulieren; beide zeigen sich Arm in Arm bei einem Fest. Madame Laetitia, die Mutter des Kaisers, verständigt Napoleon, der die Wichtigkeit des Ereignisses sofort einsieht, und am 17. Jänner 1909 Valladolid verläßt, um am 23. frühmorgens in Versailles einzutreffen. Am 28. Jänner 1809 kommt es zur „großen Abrechnung“ mit Talleyrand:

„Mit Talleyrand abzurechnen, hatte der Kaiser einen großen Apparat aufgeboten, um die berühmte Szene des 28. Jänner vor einem Publikum zu agieren, das außer Talleyrand aus zwei Großwürdenträgern des Reiches und zwei Ministern bestand, abgesehen von den freiwilligen und unfreiwilligen Zuhörern, denn der Kaiser schrie seine Szene oft so laut, daß man es in den anstoßenden Appartements hören konnte. Nicht, daß er schrie, erstaunte, denn das kannte man. Auch, was er schrie, fiel weiter nicht auf, denn man war unbeherrschtes Schimpfen beim Kaiser gewohnt. Aber, daß der Beschimpfte es an den Kaminsims gelehnt hinnahm, ohne mit der Wimper zu zucken, und nur ein einziges Mal das Wort ergriff, weil Napoleon eine direkte Frage an ihn gerichtet hatte, solche kaltblütige Beherrschung bestaunte sogar ein so ausgekochter Mann wie Fouché. „Die ich zu meinen Würdenträgern und Ministern gemacht habe, hören auf, frei zu sein in dem, was sie denken und ausdrücken. Sie können nichts anderes sein, als Organe meines Denkens. Für sie beginnt Verrat schon dort, wo sie zweifeln, und der Verrat ist vollendet, wenn der Zweifel bis zur Nichtübereinstimmung geht.“ Nach diesen allgemeinen Worten springt der Kaiser Talleyrand an: „Sie sind ein Dieb, ein Feigling, ein Mensch ohne Glauben. Sie glauben nicht an Gott. Ihr ganzer Lebenslauf war eine fortwährende Pflichtverletzung. Sie haben alle Welt verraten und betrogen. Ihnen ist nichts heilig. Sie würden Ihren eigenen Vater verkaufen. Ich habe Sie mit Wohltaten überschüttet und es gibt nichts, dessen Sie nicht gegen mich fähig wären. Seit zehn Monaten treiben Sie die Schamlosigkeit, in der Meinung, meine spanischen Angelegenheiten stünden schlecht, wem immer zu sagen, daß Sie stets gegen mein Unternehmen in Spanien gewesen seien, während Sie es waren, der mir dazu die erste Idee gab und mich unaufhörlich drängte. Und dieser unglückliche Enghien, von wem

habe ich seinen Aufenthaltsort erfahren? Wer hat mich gegen ihn aufgehetzt? Was sind Ihre Absichten? Was wollen Sie? Was erhoffen Sie sich? Sie verdienten, daß ich Sie wie ein Glas zerbreche und ich habe die Macht dazu. Aber ich verachte Sie zu sehr, um mir diese Mühe zu nehmen. Warum habe ich Sie nicht am Gitter des Caroussel aufhängen lassen? Aber noch ist Zeit dazu, Sie Scheiße in einem Seidenstrumpf!" — Talleyrand wurde weder blasser, noch röter, sein Blick blieb auf den Kaiser gerichtet ohne Flackern, ohne Zucken. Was der General Lannes über Metternich gesagt hat, daß man seinem Gesicht nicht anmerke, wenn man dem Mann einen Tritt in den Hintern gebe, hätte er in diesem Augenblick auch von Talleyrand sagen können. Wütend über diese Ruhe, schlug Napoleon noch einmal zu: „Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß der Herzog San Carlos der Liebhaber Ihrer Frau ist?". — Wie sehr er sich zu beherrschen verstand, zeigt Talleyrands Antwort: *„En effet, Sire. Je n'avais pas pensé, que ce rapport put intéresser la gloire de Votre Majesté et la mienne."* Für den Abgang findet der Herzog von Benevent noch einmal ein Wort. Er sagt: „Wie schade, daß ein so großer Mann eine so schlechte Erziehung gehabt hat." Am Abend desselben Tages ist er bei seiner schönen Freundin, der Vicomtesse von Laval. Er erzählt ihr mit allen Details. „Was? Und Sie haben sich das alles sagen lassen, ohne sich mit einem Stuhl auf ihn zu stürzen?" — „Ich habe natürlich daran gedacht, aber ich bin für so was zu faul." (Blei.)

Der „Moniteur" vom 30. Jänner 1809 weiß zu melden, daß der Herzog von Benevent seiner Stelle als Grand-Chambellan enthoben sei, die er nur als Interim innegehabt hätte. Auf Interventionen Hortenses (Josephines Tochter, mit der Napoleon nach Angabe Fouchés in seinen Memoiren, S. 116, ein Verhältnis hatte,) sagt der Kaiser: „Ich will ihm nichts Böses, nur wünsche ich nicht mehr, daß er sich in meine Angelegenheiten mischt." Und zu Roederer sagt Napoleon fünf Wochen später: „Ich will ihm nichts Böses, ich lasse ihm seine Stellen, ich habe selbst die Gefühle für ihn, die ich ehemals hatte; aber ich entzog ihm das Recht, zu jeder Zeit mein Kabinett zu betreten. Er soll und wird niemehr eine bosondere Unterredung mit uns haben, er soll nicht mehr sagen können, daß er mir irgend etwas geraten oder widerraten habe." Vier Jahre später sagt der Kaiser: „Er war überzeugt, daß die Kooperation

Spaniens und Portugals gegen England und selbst die teilweise Besetzung dieser Staaten durch meine Truppen das einzige Mittel sei, das englische Kabinett zum Frieden zu zwingen. In diesem Sinne verhandelte er, trotzdem er nicht das Ministerportefeuille hatte. Als er dann später in seinen Hoffnungen und dem Einfluß, den er auf seine Verhandlungen setzte, sich enttäuscht sah und merkte, daß ich ihn entbehren konnte, glaubte er sich düpiert. Er suchte sich zu rechtfertigen und machte sich zum Sprecher der Unzufriedenen. Er hatte vergessen, daß er den Einfall gehabt hatte, die spanischen Bourbons abzusetzen, wie früher die neapolitanischen.[11] Ich bin weit davon entfernt, ihm einen Vorwurf zu machen. Er beurteilt die Dinge richtig. Er ist der fähigste Minister gewesen, den ich gehabt habe ..."

Freilich täuschte sich Napoleon, wenn er meinte, Talleyrand sei auf Gnade und Ungnade dem Kaiser ausgeliefert. Man denke etwa an den naiven Ausspruch des Kaisers aus der gleichen Zeit: „Talleyrand als einer von denen, die am meisten dazu beigetragen haben, meine Dynastie zu etablieren, war zu sehr daran interessiert, sie zu erhalten, war zu geschickt, zu voraussichtig, um nicht alles zu raten, was im Interesse ihrer Erhaltung und der Ruhe Frankreichs lag ... Er gehört zu den vielen Leuten, wo man immer Glück haben muß ..." Die gleiche Naivität spricht aus einer Äußerung Napoleons zur Zeit des Konsulats, wo er zu Combacérès sagte: „Er besitzt viel von dem, was man für die Negocen braucht: den *esprit du monde*, die Kenntnis der europäischen Höfe, Finesse, um da nicht etwas mehr noch zusagen, die Unbeweglichkeit des Gesichts, an der nichts etwas zu ändern vermag, und schließlich einen großen Namen. Ich weiß, daß er der Revolution nur durch seine Inkonduite angehört; als Jakobiner und Deserteur aus seinem Stande bürgt uns sein Interesse."

Nun war Napoleon sonst nicht allzu naiv; es sind, wie zu zeigen sein wird, unbewußte Motive, die ihn Talleyrand so schlecht durchschauen und so unsinnig behandeln ließen. „Es gab" — sagt Blei — (nach der großen Szene) „immerhin so etwas, das wie Versöhnung aussah; daß es nur so aussah, blieb niemandem verborgen. *Il n'y aura jamais de raccomodement complet et sincère entre*

---

11) Pasquier verzeichnet 1803 folgenden Ausspruch Talleyrands: „In Europa existieren bloß zwei große Familien, das Haus Bourbon und das Haus Habsburg. Das eine muß man heiraten, das andere vernichten."

ces deux hommes, berichtet Nesselrode nach Petersburg. Zum Herzog von Cadore sagt der Kaiser: „Sie haben hundert Millionen Indemnitäten für Frankreich stipuliert und alles wird am Schatzamt abgeliefert, ich weiß. Zu Zeiten Talleyrands hätten wir nicht einmal sechzig gekriegt und davon wären noch zehn an ihn gegangen. Aber die Sache wäre in zwei Wochen erledigt gewesen. Schauen Sie doch dazu." Im übrigen gratuliert Talleyrand nach wie vor dem Kaiser zu seinen Siegen, bedauert dessen Abwesenheit von Paris, ist entsetzt, als er von einer Verwundung des Kaisers bei Regensburg hört und der Kaiser macht ihm Vorwürfe, daß Talleyrand seine alte Freundin, die Herzogin von Chevreuse, die in kaiserliche Ungnade gefallen, besuchte, aber läßt sich seinen derzeitigen Freundinnen, Frau von Laval und der Herzogin von Luynes, empfehlen, nicht zu vergessen die Herzogin von Kurland[12] und deren Tochter Dorothea, die 1808 Talleyrands Neffen Edmond geheiratet hatte. Und dann kauft er ihm das Palais in der Rue de Varennes für ein und eine halbe Million ab, aber erst im Januar 1812 und nach zwei für die Finanzen Talleyrands sehr kritischen Jahren voll ebenso riskanter, wie erfolgloser Versuche, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Er hielt es in seinen großen Geldaffären, wie beim Whist, den er jeden Abend, die Partie zu einem halben oder ganzen Louisdor spielte: wenn er andauernd verlor, fand er das „ungerecht" und mogelte. So behauptete man wenigstens in London. Er blieb „als ein ruinierter Mann", wie er von sich sagte, noch zwei Jahre in dem Palais Rue de Varennes als kaiserlicher Mieter, der keine Miete zahlte . . ." (Blei).

Durch seinen Nachrichtendienst — Nesselrode und Herzogin von Kurland — läßt Talleyrand den Zaren 1809 wissen, daß Napoleon an einen Krieg mit Rußland denkt, der etwa im April 1812 ausbrechen werde (sogar das Datum stimmt!) und rät zur Verständigung Rußlands mit England, Österreich und der Türkei. Talleyrand umgab sich mit einem „Harem ältlicher Frauen" — „nichts scheint Talleyrand mehr zu kaptivieren, als das Alter, denn alle seine Lieben sind veritable Antiquitäten", sagte Lady Yarmouth — aber diese Antiquitäten hatten, wie Blei hervorhebt, wichtigere Funktionen, als die bloß amourösen oder mondänen. Sie bilden seine russische Offizin. Die Herzogin von Kurland schrieb dem Zaren das, was Talleyrand für

---

12) Hier finden wir wieder die sonderbare Naivität Napoleons: die Herzogin von Kurland war Talleyrands Mittelsperson zum Zaren!

wichtig hielt, daß er erfahre, nicht ohne daß zuvor Nesselrode und Tschernytschew die Punkte auf die i's setzten. Außerdem hielt sie die Großherzogin von Weimar über die Beziehungen zwischen Talleyrand und dem Zaren auf dem Laufenden, also Preußen. Und die Vicomtesse Laval fertigte genaue Kopien der herzoglichen Korrespondenz an. Talleyrand wußte zwei Jahre zuvor, daß und wann des Kaisers Zug nach Rußland beginnen würde, der, wie er sagte, der Anfang vom Ende sei. Er tat nichts, dieses Ende aufzuhalten, er tat einiges es zu beschleunigen, und alles, sich darauf vorzubereiten. Seine russische Offizin war so gut eingearbeitet, daß es ihr nichts ausmachte, als zu Beginn des russischen Feldzuges ein Teil seines Serails Paris verließ. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Napoleon von seiner ausgezeichnet arbeitenden Polizei nicht genau über die Art der Beziehungen Talleyrands zum Zaren unterrichtet wurde. Nicht nur, daß er Frau von Laval, die Sekretärin der Talleyrand'schen Offizin, kurz vor dem Feldzug ausweisen ließ, spricht dafür, sondern auch die Überlegung, Talleyrand verhaften zu lassen.[13] Daß es nicht dazu kam, lag nicht an einem fehlenden legalen Anlaß; das wäre für Napoleon das geringste Hindernis gewesen." (Blei.)

Dies ist der Punkt, darauf hinzuweisen, daß die Frage, weshalb Napoleon Talleyrand nicht „unschädlich" machte, die Frage, weshalb Napoleon sich Talleyrands Vorbereitungen zum Verrat und diesen selbst gefallen ließ, einigen Biographen aufgefallen ist. Einige Beispiele: Emil Ludwig („Napoleon" S. 314 ff.) nimmt an, daß die stark bezweifelte Stelle aus Talleyrands Memoiren wahr ist, derzufolge Talleyrand dem Kaiser nach Bayonne folgendes gesagt haben soll:

„Ich glaube, Sire, Sie haben durch die Ereignisse von Bayonne mehr verloren, als gewonnen."

„Wieso?" fragt Napoleon.

„Das ist sehr einfach. Ich will es an einem Beispiel beweisen. Wenn ein Mann von Wert Dummheiten macht, Maitressen hält, seine Frau und Freunde schlecht behandelt, so wird man ihn tadeln, doch wird er durch Reichtum und Macht die Nachsicht der Gesellschaft wieder erringen. Betrügt aber dieser Mann im Spiel, so ist er aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, das verzeiht man ihm nie."

---

13) Ein Kronrat beschäftigte sich vor dem russischen Feldzug mit dem Gedanken, Talleyrand und Fouché zu verhaften. Dies ist durch verschiedene Angaben beglaubigt, auch Fouché erwähnt diese Episode in seinen Memoiren.

Der Kaiser erbleicht — so berichtet Talleyrand — und richtet an diesem Tage das Wort nicht mehr an ihn. Doch warum jagt er ihn nicht fort? Warum verbannt er ihn nicht nach Westindien? Er, Napoleon, von einem Altadeligen moralisch gepeitscht — und behält ihn dennoch bei sich? Oder hat Talleyrand gelogen? — —

„Er ist der Einzige, der mich versteht". Das hat der Kaiser oft von Talleyrand gesagt und das ist viel." (Ludwig.)

Ein anderer Biograph, F. Wencker-Wildberg („Napoleon, die Memoiren seines Lebens" 14 Bände), sagt Bd. VI S. 230 nach Schilderung der großen Szene von 1809 („Sie sind ein Dieb, ein Feigling etc."): „Und trotzdem ist der so unwürdig behandelte Mann bei Hofe geblieben, hat seinen Rang unter den höchsten kaiserlichen Würdenträgern behalten! Wenn er auch Napoleons Person etwas ferner stand als zuvor, so war er doch den Staatsgeschäften nicht ganz entfremdet, und es dauerte nicht lange, so wurde er bei einem Anlaß von höchster Wichtigkeit von Neuem als Ratgeber seines Souveräns berufen. Napoleon mußte doch, als er ihn so schnöde behandelte, fühlen, daß er sich in Talleyrand einen unversöhnlichen Feind schuf; warum hat er ihn nicht vollends vernichtet? Eine derartige Inkonsequenz läßt sich nur durch die übertriebene Zuversicht Napoleons auf seine Kraft, auf sein Glück erklären, vielleicht auch durch seine Verachtung eines Geschöpfes, das er unter die Füße getreten hatte."

Als drittes Beispiel einer Rationalisierung eines unbewußten Tatbestandes sei die Ansicht des geschicktesten Talleyrand-Biographen, Franz Blei, genannt: Dieser meint, Napoleon habe Talleyrand deshalb nicht verhaften lassen (vor seiner Abreise zur Großen Armee gegen Rußland), weil er irrtümlich „Talleyrands Haltung für den Effekt einer persönlichen Verärgertheit nahm, die zu beseitigen es ebenso in seiner Macht stünde, wie sie hervorgerufen zu haben." Aber warum irrte Napoleon? Darauf gibt Blei keine Antwort. Und wenn Napoleon irrtümlicherweise glaubte, durch einen Posten Talleyrand versöhnen zu können, warum wurde er nicht eines Besseren belehrt, als Talleyrand knapp vor Napoleons Abreise zur Armee den angebotenen Posten eines Gesandten in Warschau (ein Posten von höchster Bedeutung im Falle des Sieges) ablehnte und in Paris blieb? Dabei — sagt Blei — „erfuhr der Kaiser, daß der vertraulich mitgeteilte Plan für Talleyrand kein Geheimnis war: er spekulierte be-

reits in Wien auf eine Hausse in den öffentlichen Anleihen, die beim Bekanntwerden der Integrität Galiziens einsetzen müßte; außerdem propagierte er da die Herzogin von Kurland als polnische Thronkandidatin." Ein Rätsel mehr: Napoleon weiß also, daß Talleyrand nicht mehr zu kaptivieren ist, Napoleon weiß um die Verrätereien Talleyrands, kennt seine Gefährlichkeit, warum tut er nichts dagegen?

Eine weitere Frage: woher stammt die groteske Überschätzung Talleyrands durch den Kaiser, wofür viele Beispiele anzuführen sind? So sagte Napoleon zu Caulaincourt, daß ihm Talleyrand in Warschau gefehlt habe. „Und daß er durch die Unfähigkeit des Abbé de Pradt, den ihm eine Intrige an Stelle Talleyrands aufgeschwätzt habe, sowohl den russischen Feldzug, wie Polen verloren habe, was ihm mit Talleyrand nicht passiert wäre" (Blei S. 207). Dem Fürsten Talleyrand selbst ist dieses Attachement Napoleons unverständlich. In seinen Memoiren Bd. II, S. 91 f. sagt er ausdrücklich: „Dabei war es sehr sonderbar, daß Napoleon gerade zu der Zeit, in welcher er mir am meisten mißtraute, mich immer wieder zu sich rufen ließ. So forderte er mich im Dezember 1813 auf, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wieder zu übernehmen. Ich lehnte rundweg ab[14], in der festen Überzeugung, daß wir uns niemals über den richtigen Weg verständigen würden, um aus dem Labyrinth herauszukommen, in das seine Torheiten ihn eingeschlossen hatten. . . . Einige Wochen später im Januar 1814 vor seiner Abreise zur Armee . . sagte er wiederholt nach Durchsicht der Depeschen Caulaincourts über

---

14) Talleyrand soll geantwortet haben: *Je ne connais point vos affaires.* Worauf der Kaiser ihn anschrie: „Sie kennen sie! Aber Sie wollen mich verraten" (Blei S. 208). In einem Briefe an die Herzogin von Kurland schreibt Talleyrand über eine ähnliche Bemühung des Kaisers: „Ich komme von Saint-Cloud zurück. Immer die gleiche öffentliche, ein bischen kalte Höflichkeit. Als alle weg waren, holt man mich zurück. Die Konversation wird drängend. Meinerseits der gleiche Refus. Nicht annehmbare Bedingung. *Cela a fini sans humeur!* Man hat mich um Geheimhaltung gebeten." Die Bedingung Napoleons war seltsam: Verzicht auf die Würde und die Einkünfte des Vice-grand-électeurs. Talleyrand sagte dazu: „Wenn der Kaiser Vertrauen in mich hat, darf er mich nicht degradieren. Und wenn er keines hat, wozu braucht er mich?" . . Zu Savary sagte der Fürst: „Es ist nicht jedermanns Sache, sich unter Trümmern begraben zu lassen" (Blei S. 216).

den Fortgang der Verhandlungen zu Chatillon: „Ach, wenn Talleyrand dort wäre, der würde mich schon herauszuziehen wissen!"

Diese ambivalente Einstellung äußerte sich wieder einmal nach der Rückkehr Napoleons nach der Schlacht bei Leipzig:

„Was haben Sie hier zu suchen? Ich weiß schon, daß Sie sich, falls ich versagt hätte, einbilden, der Chef eines Regentschaftsrates zu werden. Hüten Sie sich, Monsieur! Man gewinnt nichts gegen meine Macht beim Kaufe. Ich erkläre Ihnen, daß wenn ich gefährlich erkrankt wäre, Sie vor mir sterben würden." Worauf sehr höflich und höfisch Talleyrand antwortete. „Sire, ich habe solche Warnungen nicht nötig, damit meine brennenden Wünsche vom Himmel die Erhaltung des Lebens Seiner Majestät erbitten." (Blei S. 211).

Talleyrand hatte sich 1813 nach Hartwell an seinen Oheim, den Erzbischof von Reims gewendet, der bei Ludwig XVIII im Exil weilte, um die Beziehung zu den Bourbons wieder aufzunehmen. „Diese Korrespondenz wurde von der Kaiserlichen Polizei aufgefangen. Es kam also, wie schon oft, zu einem heftigen Auftritt: „Ich kenne Sie, ich weiß, wessen Sie fähig sind . . . Aber ich werde Sie bestrafen, wie Sie es verdienen . ." Talleyrand wußte aus vieler Erfahrung, was er von solchen Wutausbrüchen des Kaisers zu halten habe. Als er das Kabinett verließ, sagte er zu denen, die ihn in der Antichambre erwarteten: „Der Kaiser ist charmant heute." Er wurde weder bestraft, noch auf seine Güter verbannt. Der Kaiser ließ sich durch Combacérès, Savary und Berthier beschwichtigen. Als der Großrichter Molé dem Kaiser sagte, man glaube, nur Talleyrand könne über den Frieden unterhandeln, unterbrach ihn der Kaiser: „Sein Ansehen verdankt er zum Teil dem Zufall, der mehr als sein Verdienst ihn einige Friedenstraktate negozieren und zeichnen ließ. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht mit Wahrhaftigkeit sagen könnte, ob ich daraus eine große Hilfe gehabt habe oder daß er mir durch seine Auskunftsmittel das gezeigt hätte, was einen wirklich erfinderischen Geist beweist und eine profunde Geschicklichkeit offenbart. Ich bin nicht einmal Ihrer Meinung, daß er ein Geist ist oder gar von großem Geist. Man braucht ja nur seine Lebensführung anzuschauen. Er war durch Geburt und Stand eine der ersten Persönlichkeiten des Adels und der Geistlichkeit und er hat mit allen seinen Kräften sowohl zum Sturz des Adels wie dem der Geistlichkeit beigetragen. Nach dem Terror aus

Amerika zurückgekommen, vollendete er seine Erniedrigung damit, daß er sich vor aller Augen an eine alte, geistlose Hure schloß. Ich wollte ihn gegen seinen Willen beim Konkordat aus dem Dreck herausziehen, indem ich beim Papst für ihn den Kardinalshut erbat, und ich war nahe daran, diese Bitte erfüllt zu bekommen. Aber er wollte mich ja nie tun lassen und hat zum Skandal Europas seine lächerliche Mätresse geheiratet, von der er nicht einmal Kinder erwarten konnte. Er ist bestimmt, und alle Welt weiß das, der Mensch auf der Welt, der am meisten gestohlen hat und er besitzt keinen Sou und ich bin gezwungen, ihn aus meiner Kassette zu erhalten und wie eben jetzt, seine Schulden zu bezahlen." Darauf sagte Molé: „Aber der Kaiser werden mir zumindest zugeben, daß Talleyrands Unterhaltung voller Anmut, Koketterie und Charme ist." Und Napoleon replizierte: „Ja, das ist sein Triumph und er weiß das genau." (Blei.)

„Bei aller Schärfe und Richtigkeit seines Urteils" — sagt Blei — „erlag der Kaiser dem, das er nicht besaß und deshalb umsomehr bewunderte: dem Charme Talleyrands, der zu einem großen Teil nichts anderes war, als die Kultur des ancien régime ... Daß es diesem Charme Talleyrands unter allen Umständen auch gelingen müßte, am Verhandlungstisch die Niederlagen seines Chefs in so etwas wie Siege zu verwandeln: solchem Aberglauben bei so großem Mißtrauen mochte Napoleon wohl manchmal erliegen, den er als ein Plus dem Glauben und, war er besser gelaunt, auch dem Wissen um Talleyrands große Geschicklichkeit hinzufügte."

Talleyrand verwahrt sich in seinen Memoiren dagegen, Napoleon verraten oder gegen ihn konspiriert zu haben und spricht die richtige Behauptung aus: „Niemals ist ihm (Napoleon) ein Verschwörer gefährlicher gewesen, als er selbst." Talleyrands Unschuldsmiene ist natürlich Bluff, nicht anzweifelbar ist seine Beweisführung, daß es bis zum letzten Moment in Napoleons Hand lag, sich die Krone zu retten. Das ohne Kenntnis unbewußter Motive vollkommen sinnlose Verhalten vor seinem Sturz (über das noch zu sprechen sein wird), hat es bewirkt, daß er die Möglichkeiten, den Frieden in Frankfurt, Prag, ja vielleicht noch in Chatillon zu erhalten, nicht ausnützte[15].

15) Talleyrands Memoiren II. S. 93: „Ich sagte vorhin, daß Napoleon der einzige Verschwörer gegen sich selbst gewesen sei, und bin imstande, die vollkommene Richtigkeit dieser Tatsache zu beweisen; denn es steht fest,

In letzter Minute erinnert sich Napoleon, daß Talleyrand ihm gefährlich werden könnte, warnt vor ihm, gibt sogar den unpräzisen Befehl, sich seiner zu versichern und schreibt seinem Bruder Joseph, dem Vorsitzenden des Regentschaftsrates:

„Ist Talleyrand der Ansicht, die Kaiserin auf alle Fälle in Paris zu lassen, so ist das heimlicher Verrat. Trauen Sie ihm nicht! *(„Je vous répète: méfier-vous de cet homme!")* Seit sechzehn Jahren gehe ich mit ihm um, doch sicher ist er der größte Feind unseres Hauses, seit es das Glück verließ. Beherzigen Sie meinen Rat! Ich verstehe mehr, als die jungen Leute . . ."

Joseph läßt Talleyrand unbehelligt, was auch nicht weiter zu verwundern ist, da Joseph ein vollkommen energieloser Mann ist, der in Neapel und Spanien gründlich versagt hat, worüber Napoleon sich im klaren ist. Talleyrand wird bald darauf Chef der bourbonischen Regierung Ludwigs XVIII.

Zu Calaincourt spricht der Kaiser seine letzten Worte über Talleyrand:

„Ich erliege dem Verrat. Talleyrand ist ein Brigant wie Marmont. Er hat die Religion verraten, Louis XVI, die Konstituante, das Direktorium. Warum habe ich ihn nicht füsilieren lassen? Trotzdem er ein Renegat der Revolution ist, ist er nicht weniger ein Revolutionär . . . . Im Grunde hat er mir sehr gut gedient, so lange er mir gedient hat. Ich habe mich mit ihm vielleicht etwas leichtsinnig brouilliert; ich habe ihn danach mißhandelt. Vielleicht war er versucht, sich zu rächen. Ein so verschlagener Geist, wie der seine konnte nicht verfehlen, das Kommen der Bourbons wahrzunehmen, und daß sie allein seine Rache sichern konnten. So ist er vor ihnen hergegangen; sehr einfach und klar ist das. Ich habe einen groben Fehler begangen: da ich ihn an den Punkt der Unzufriedenheit geführt hatte,

---

daß bis zum letzten Augenblick die Rettung vollständig in seinen Händen lag. Er konnte, wie gesagt, nicht allein im Jahre 1812 durch einen allgemeinen Friedensschluß seine Macht für die Dauer befestigen, sondern er hätte noch im Jahre 1813 in Prag Bedingungen erlangt, die freilich nicht so glänzend gewesen wären, wie die von 1812, doch immerhin noch erträglich genug erschienen. Sogar auf dem Kongreß zu Chatillon, wenn Napoleon es nur verstanden hätte, zur rechten Zeit nachzugeben, würde noch ein vorteilhafter Friedensschluß zu erreichen gewesen sein, nicht allein für das schwer heimgesuchte Frankreich, sondern auch für den Kaiser selbst, vielleicht gar mit Aussichten auf weiteren Ruhm. Der Schrecken, welcher sämtliche Kabinette fortwährend erfüllte, ließ sie noch immer mit dem Gewalthaber unterhandeln."

wo er hielt, hätte ich ihn entweder einsperren lassen oder immer an meiner Seite behalten müssen."

Napoleon hat aber keine der drei Möglichkeiten: Füsilieren, Einsperren oder Kaptivieren angewendet. Aus Napoleons eigenem Munde hören wir hier die Frage, die unser Problem bildet: „Warum habe ich ihn nicht füsilieren lassen?"

Während der 100 Tage stand Talleyrands Name nicht auf der Liste der Amnestierten, die Napoleon in Lyon bekanntgegeben hatte. Sein gesamter Besitz in Frankreich wurde sequestriert. Zugleich sandte der Kaiser Montroud, den früheren Vertrauten Talleyrands, nach Wien zum Fürsten, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Vergebens. Talleyrand wurde auch der erste Premier der Zweiten Restauration. Nach Waterloo schreibt Talleyrand einer Freundin:

„Er ist in Chérbourg, wo er sich einschiffen will. Ich hoffe, die Engländer fangen ihn. Er nimmt sehr viel Geld mit. Man sagt, er ginge nach Amerika. Er endet, wie sein Charakter verdiente. In einer Kloake von Blut schließt seine Laufbahn."

Und als Napoleon stirbt und eine Freundin ausruft: „Ein Ereignis", korrigiert Talleyrand: „Eine Nachricht, Madame, kein Ereignis." Was ihn aber nicht hindert, einige Jahre später in seinen Memoiren zu schreiben: „Ich liebte Napoleon." Die Einstellung Talleyrands zu Napoleon war genau so ambivalent, wie die Napoleons zu Talleyrand.

*

Die Frage, die Napoleon selbst aufwarf: Warum habe ich Talleyrand nicht füsilieren lassen? ist nur verständlich, wenn man die unbewußte Struktur Bonapartes verstanden hat.

Ich beziehe mich dabei auf eine psychoanalytische Arbeit von Ludwig Jekels („Der Wendepunkt im Leben Napoleons des I." Imago 1914), eine der schönsten, inhaltsreichsten und überzeugendsten Arbeiten aus dem Gebiete der Anwendung der Psychoanalyse auf die Biographik. Jekels beschäftigt sich mit der „korsischen Periode" Napoleons. Es ist unmöglich, den ganzen Inhalt der 68 Seiten der Arbeit in kurzen Worten wiederzugeben, bezüglich der Einzelheiten muß auf das Original verwiesen werden.

Der Hauptgedankengang ist folgender: Napoleon war in seiner Jugend ein begeisterter korsischer Patriot und ein ebenso erbitterter Gegner der Franzosen. Den Führer der korsischen Freiheitsbewegung Paoli verehrte Napoleon wie ein höheres

Wesen. Plötzlich wendet sich aber Napoleon von Paoli ab, bezeichnet ihn als Verräter, aus dem erbitterten Franzosenhasser wird ein begeisterter Franzose. Dabei war die Tatsache des Bruches mit Paoli keine belanglose Familienfeindschaft, sondern „derjenige psychologische Moment, in welchem der Napoleon geboren und geformt wurde, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, der durch zwei Jahrzehnte die Welt in Atem hielt, sie in Unruhe und Schrecken versetzte." Die Frage, die Jekels stellt — die zünftigen Biographen versagten bei dieser Fragestellung genau so, wie bei unserer — lautet: Was waren die Motive dieses Umschwungs?

Schon der neunjährige Napoleon machte seinem Vater, der ursprünglich mit Paoli gegen Frankreich gekämpft, dann nach Paolis Niederlage sich der französischen Verwaltung unter dem Gouverneur Marbeuf angebiedert hatte, aus diesem Verhalten einen Vorwurf: „Paoli war ein großer Mann, er liebte sein Vaterland, und ich werde niemals meinem Vater, der sein Adjutant war, verzeihen, daß er behilflich war, Korsika mit Frankreich zu vereinigen. Er hätte seinem Schicksale folgen und mit jenem zusammen unterliegen sollen." (Mitgeteilt bei Coston.) Der Vorwurf „*Il a concouru à la réunion*", wird fünfzehn Jahre später an Paoli, der sich mit England gegen die französische Republik verbündet, in seiner konträren Bedeutung gerichtet: „*Il a soustrait à la réunion.*" Seinem Geschichtslehrer de l'Eguille sagte der Konsul: „Von allen Ihren Lektionen war es die über die Revolution des Connétable de Bourbon, die mir den größten Eindruck gemacht hat. Aber Sie hatten Unrecht, mir zu sagen, sein größtes Verbrechen sei es gewesen, daß er seinem König den Krieg gemacht hat, sein wirkliches Verbrechen war, daß er herausgerückt ist, um das Vaterland mit Fremden anzugreifen (*attaquer la patrie avec les étrangers*). Der Konflikt mit Paoli kann also auf zwei Formeln zurückgeführt werden:

„*attaquer la patrie avec les étrangers*",
„*il a concouru à la réunion de la Corse à la France*".

Mit anderen Worten: Was bedeutet in den obigen Aussprüchen *patrie* (respektive Korsika) und *France* (respektive *les étrangers*)? Ergebnisse von Analysen führen zur Annahme, daß das Vaterland eine vorgeschobene Vorstellung für die Mutter ist, und die Liebe zum Vaterlande eigentlich die Liebe zur Mutter bedeutet. Diese gegenseitige Valenz: Vaterland-Mutter war den Alten bekannt, denn wir

lesen bei Herodot (übersetzt von Lange, II. Teil, VI. Buch, Erato 107): „Die Barbaren aber führte Hippias nach Marathon, nachdem er in der vergangenen Nacht folgendes Traumgesicht gehabt: Es deuchte dem Hippias, er schliefe bei seiner eigenen Mutter. Aus diesem Traum schloß er nun, er würde heimkommen nach Athen und seine Herrschaft wieder erlangen und in seinem Vaterlande sterben in seinen alten Tagen." Weitere Belege für die Tatsache, daß die Vorstellung Vaterland die gleiche unbewußte Bedeutung und somit die selbe affektive Quelle hat wie die Vorstellung Erde, deren Mutterbedeutung bereits ein psychoanalytischer Gemeinplatz ist, beweisen etwa folgende Stellen: Sueton erzählt c. 7.: „Selbst wegen eines Traumes in der folgenden Nacht, der ihn (Julius Cäsar) beunruhigte — denn er träumte, er habe seine Mutter beschlafen — machten die Traumdeuter ihm Mut zu den größten Hoffnungen, sie gaben nämlich die Auslegung, als sei es ein Vorzeichen seiner Herrschaft über den Erdkreis, denn die Mutter, die er habe unter sich liegen sehen, sei niemand anders als die Erde, die Allmutter." Ferner spricht das bekannte Tarquinius-Orakel im selben Sinne. Bei Livius I. LXI. heißt es: Demjenigen werde die Herrschaft Roms zufallen, der zuerst die Mutter küsse *(osculum matri tulerit)*, was Brutus als Hinweis auf die Mutter Erde auffaßte *(terram osculo contigit, scilicet quod ea communis mater omnium mortalium esset)*.

In Napoleons Pubertätsschriften (es gibt deren eine ganze Reihe) werden Vaterland und Mutter häufig gleichgesetzt. Zum Beispiel: „Athen sei ihm (dem Sohn Cimons) immer seine Mutter und sein Vaterland" *(Sur l'amour de la patrie)*. Oder: „Das Gefühl sei dasjenige, was den Sohn mit der Mutter, den Bürger mit dem Vaterland vereinigt" *(Discours de Lyon)*. In einem Briefe Napoleons an Buttafuoco heißt es: Wie denn, Sohn derselben Patrie, empfinden Sie nie etwas für sie? Blieb ihr Herz unbewegt beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden — der Bühne Ihrer kindlichen Spiele. Als Sie zur Welt kamen, trug sie Sie an ihrem Busen und nährte Sie von ihren Früchten, als Sie in das Alter der Vernunft traten, waren Sie ihre ganze Hoffnung, sie schenkte Ihnen ihr Vertrauen. Sie sagte Ihnen: mein Sohn, du siehst, in welch elendem Zustande ..."

Fünf Tage nach seinem ersten sexuellen Erlebnis, worüber Napoleon genau im *„Rencontre au Palais Royal"* berichtet (z. B. bis zur

Naivität, die Dirne zu fragen, was beide im Zimmer Napoleons machen würden:

Dirne: Kommen Sie, wir gehen zu Ihnen nach Hause, mein Herr.

Napoleon: Und was wollen wir da machen?

Dirne: Nun, wir wärmen uns und Sie . . .), verfaßte Napolen einen Monolog über die Vaterlandsliebe, der an eine nicht genannte Dame gerichtet ist. „Sollte Napoleon" — fragt G. Kircheisen, also eine analytisch gewiß nicht infizierte Biographin — „naiv genug gewesen sein und mit der Anonymen die Schöne des Palais Royal im Auge gehabt haben? Möglich wäre es." —

All das führt zu Napoleons starker Fixierung an seine Mutter. Im Bewußten spiegelt sich dies lediglich in einer Überzärtlichkeit. *„Sa première pensée est pour elle"*, sagt der Napoleon-Biograph Masson. Umso deutlicher prägt sich der Einfluß der Mutterbindung im Liebesleben Napoleons aus: er kann nur lieben und heiraten in tunlichster Anlehnung an die Mutter. In Napoleons Liebesleben spielt die „Bedingung der älteren Frau" eine entscheidende Rolle. So macht er — nachdem seine Heiratspläne mit Desireé Eugénie Clary, seiner Schwägerin, wahrscheinlich aus eben diesem Grunde gescheitert sind, einigen älteren Frauen einen Heiratsantrag: der Frau Permon, einer Witwe mit zwei Kindern und der Freundin seiner Mutter, dann der gleichfalls bedeutend älteren Madame de la Boucharderie, um sich ein Jahr später in Josephine de Beauharnais zu verlieben, die er trotz ihres schlechten Rufes, ihrer zwei Kinder, Ihres Alters (Josephine war 9 Jahre älter) bedenkenlos heiratet.

Es kommt nun darauf an, für den Affektwert des Elementes *„la France"* respektive *„étranger"* die ursprüngliche Quelle aufzudecken und diesen Affekt gleichfalls auf konkrete Wurzeln zurückzuführen; mit anderen Worten, es muß in Napoleons Jugend jemand „französischen" gegeben haben, von dem das Kind annahm, daß er sich unter Beihilfe des Vaters mit der Mutter vereinige, das heißt, von dem er meinte, daß er mit der Mutter sexuelle Beziehungen unterhalte. Dieser Mann war der Gouverneur von Korsika und Generalleutnant der französischen Okkupationstruppen, Graf Louis Charles René de Marbeuf. Der Gouverneur nahm sich der Familie Napoleons sehr an, verschaffte dem Vater eine Stellung, einige Brüder Napoleons und er selbst erhalten Freiplätze in königlichen Schulen, der Gouverneur verpflichtet seinen

Bruder, den Bischof von Autun (später Erzbischof von Lyon) zur Hilfeleistung. Diese Protektion des Gouverneurs führte dazu, daß Laetitia in Ajaccio beschuldigt wurde, mit Marbeuf sexuelle Beziehungen unterhalten zu haben[16], wobei es für den unbewußten Effekt bei Napoleon gleichgültig ist, ob diese Beziehungen wirklich bestanden haben. Als Tatsache kann angenommen werden, daß der kleine Napoleon ebenso wie seine Umgebung genügende Anhaltspunkte fand, um an ein von seinem Vater toleriertes oder gar unterstütztes Verhältnis seiner Mutter mit Marbeuf zu glauben, zumindestens aber, um eine Phantasie zu bilden, die für das Unbewußte vollen Realitätswert besitzt. Und daß dies tatsächlich der Fall war und daß dies der tiefere Sinn des gegen den Vater gerichteten Vorwurfes war, „er habe dazu beigetragen, Korsika mit Frankreich zu vereinigen", wie für die Gleichsetzung Vater = Marbeuf, dafür spricht noch eine Äußerung Napoleons, als er nach achtjähriger Abwesenheit in Frankreich zu seinem ersten Urlaub nach Korsika zurückkehrt; „Meinem Glücke fehlten damals nur zwei teuere Menschen: mein Vater und der Graf Marbeuf, den wir am 20. September (fünf Tage vor der Ankunft Napoleons) verloren haben und den meine Familie lange betrauerte." Durch die Zusammenstellung von Marbeuf mit dem Vater ergibt sich, daß der an den Connetable von Bourbon gerichtete Vorwurf sich vollinhaltlich mit dem Vorwurf an den Vater deckt. Und so erklärt sich die bekannte Stelle in *„Sur le suicide"*, (in dem Napoleon daran denkt, sich das Leben zu nehmen, „weil seine Kompatrioten in Ketten zitternd die sie bedrohende Hand küssen"), an welcher Napoleon ausruft: „Franzosen! Nicht zufrieden damit, daß ihr uns alles geraubt, was wir geliebt haben, habt ihr auch noch unsere Sitten verdorben..."

Offenbar ist es eine Folge dieser Sexualphantasien Napoleons, daß in seinem Sexualleben die Vorstellung des Mißbrauches einer Ehe seitens Dritter mit einem so mächtigen Affektbetrag besetzt war, daß sie ihm als ein schweres Vergehen, als große Schuld galt. Schließlich

16) Die moralisierend-empörte Bestreitung dieser Beziehung durch die Napoleon-Biographen (z. B. Masson, Kircheisen etc.) spricht nicht dagegen; daß man auf Korsika daran glaubte, beweist eine Stelle aus der Achts-Erklärung der Bonapartes durch Paoli: „Die im Schmutze des Despotismus geborenen, unter den Augen und auf Kosten eines an Luxus gewöhnten Paschas (Marbeuf) . . . aufgewachsenen Bonapartes."

wird diese Phantasie geradezu bestimmend für Napoleons Einstellung zum Weibe. Sie schafft die Liebesbedingung der Untreue und Lasterhaftigkeit des Weibes; die geliebte Frau muß untreu sein, so wie die Mutter es war. Besonders deutlich ist dies in Napoleons Verhalten zu Josephine sichtbar. Kaum daß er mit der schönen Kreolin — in die er sich trotz (aber eigentlich wegen) all der Liebesbeziehungen, die man ihr in der ersten Ehe nachsagte und obwohl (das heißt weil) sie die Maitresse von Barras (dem Führer des Direktoriums) gewesen, heftig verliebte und sie bedenkenlos heiratete — getraut war, muß er sie verlassen, um als neuernannter Oberkommandant zur italienischen Armee zu stoßen. Von Mailand aus schreibt er stürmische Briefe, die Josephine gar nicht beantwortete, da sagt Napoleon zu Marmont: „Meine Frau ist entweder krank oder — untreu." Bald darauf kommt Josephine nach Mailand und betrügt ihn mit einem unbedeutenden Offizier namens Charles. Obwohl Napoleon über dieses Verhältnis genau unterrichtet war — als er z. B. als Sieger nach Mailand zurückkommt, weilt Josephine mit Charles in Genua, da ist er eine Nacht verstört, klammert sich aber an eine ganz unzureichende Ausrede von ihr, um ihr schon am nächsten Tage zu verzeihen und schließt einen Brief an sie wie folgt: „Ich öffne noch einmal meinen Brief, um dir einen Kuß zu geben . . . oh Josephine, Josephine!" — begnügt er sich damit, seinen Nebenbuhler unter einem Vorwande aus der Offiziersliste streichen zu lassen. Einen Wandel in seinen Gefühlen hatte diese Untreue Josephines nicht zur Folge. Während des ägyptischen Feldzuges — zwei Jahre später — richtet sich Josephine mit ebendemselben Charles ein Idyll in Malmaison ein, da klagt Napoleon darüber, läßt sich aber nach seiner Rückkehr durch Josephinens Kinder erweichen und verzeiht Josephine. Und daß er sogar ganz kurz darauf dasselbe Malmaison, den Schauplatz des an ihm begangenen krassen Betruges, zu seinem Lieblingsaufenthalt wählt, mag darauf hindeuten, wie glatt er über dieses, für andere oft so tragische Erlebnis hinweggegangen ist. Auch an seinem ferneren Zusammenleben mit Josephine bekundet gar nichts, daß die Untreue irgendwelchen tieferen Schatten auf sein Empfinden zu ihr geworfen hätte. Es ist wahrscheinlich, daß die von Napoleon geprägte Ansicht: *„l'adultère n'est pas un phenomène, mais une affaire de canapè, il est tout commun"* nichts anderes ist, als ein Versuch, um die im Unbewußten lustbetonte und geradezu gesuchte Vorstellung durch Herabsetzung ihrer Tragweite und ihre Verallgemeinerung auch

für das Bewußtsein, mit dem sie recht inkompatibel ist, erträglich zu machen, und so einem Konflikt vorzubeugen.

Die unbewußte Forderung der Untreue galt bei Napoleon bloß der Frau gegenüber, die er liebte; wo sein Herz nicht oder nur ein wenig engagiert war, verlangte er von der Frau unnachsichtig Treue und Makellosigkeit. So verweist er Marie Luise strenge, daß sie Cambacérès im Bette liegend empfangen hatte. Er verschloß selbst der Geliebten eines seiner Intimsten, Berthier, der Madame Visconti, den Hof, ebensowenig durfte Talleyrands Frau bei Hofe erscheinen, nur weil sie vor ihrer Ehe die Geliebte ihres späteren Mannes war. Madame Tallien, seine frühere Protektorin, wird aus ähnlichen Gründen noch strenger behandelt. Und seinem Bruder Lucien verzeiht er nie, daß er eine Frau — Madame Jouberthou — geheiratet, die ihm vor der Ehe ein Kind geschenkt hat und verlangt beharrlich die Trennung dieser Ehe.

Aber auch ein von diesem Dirnen-(Untreue-)Komplex unzertrennlicher Bestandteil desselben, nämlich die Verachtung der geliebten, untreuen Frau findet sich bei Napoleon — und zwar gleichfalls verschoben — in starker Ausprägung. Napoleon hat ja auch als Frauenverächter eine gewisse Berühmtheit erlangt, und er war es nicht nur Frauen gegenüber, deren Leben nicht einwandfrei war, sondern auch solchen, deren Konduite eine tadellose war. „Nur gegen eine war er schwach", meint G. Kircheisen, „gegen Josephine."

Dieser Einstellung zur Mutter entsprach Napoleons Vaterbeziehung. So finden sämtliche Biographen Napoleons Brief, den er anläßlich des Todes seines Vaters an seine Mutter und den Onkel Luzian schreibt und der wenig Zärtlichkeit verrät, auffallend. Und noch 17 Jahre später sehen wir Spuren dieser Einstellung, als im Jahre 1802 der erste Konsul das Ersuchen und den Beschluß des Munizipalrates von Montpellier zurückweist, seinem auf der Durchreise in dieser Stadt verstorbenen Vater, „dem die Welt den großen Sohn verdankt", ein Denkmal stellen zu dürfen, ablehnt. Er tut es mit nachfolgender seichter Begründung: „Lassen wir das, stören wir nicht den Frieden der Toten, lassen wir ihre Asche in Ruhe. Ich verlor doch auch meinen Großvater, meinen Urgroßvater, warum tat man nichts für diese? Das führt zuweit." Derselbe Grund der Ablehnung des Vaters ist es offenbar auch, der Louis Bonaparte die Leiche des Vaters ohne Wissen des Kaisers exhumieren und nach St. Lien bringen läßt, wo er ihm ein Grabmal setzen läßt.

Indessen nicht minder groß wie die Ablehnung, ist auch seine Liebe für den Vater, sie ist so intensiv, daß sie ihn stellenweise dahinbringt, sein psychisches Ich aufzugeben, um sich ganz eins mit dem Vater zu fühlen, sich mit ihm zu identifizieren. Und wer sehen will, wie sehr Napoleon sich als Vater seiner Geschwister fühlt, der lese z. B. die Briefe, die der 15jährige in Angelegenheit seines älteren Bruders Joseph an Vater und Onkel schreibt. Er sorgt sich und befiehlt auch später seiner ganzen Familie wie ein tyrannischer und doch, wenn auch ambivalent, liebender Vater.

Die ganze Ambivalenz Napoleons finden wir auch in seinem Verhalten zu den Personen der Vaterreihe, in die außer Charles Bonaparte, Marbeuf,[17] Paoli und — *last not least* — der König gehören. „Es gibt nur äußerst wenige unter ihnen (den Königen), die es nicht verdient hätten, abgesetzt zu werden," notiert der revolutionäre Republikaner Napoleon in seiner „*Dissertation sur l'autorité royale*". Oder im „*Discours de Lyon*": „Man weiß zur Genüge, wie die Könige immer egoistisch waren, sie glaubten, in ihnen wäre ihr Volk, ihre Nation" etc. — Einen noch deutlicheren Hinweis auf die Beschaffenheit dieses Königshasses findet man im Traktat „*Sur l'amour de la patrie*", wo der Syrakusaner Dion als Muster einer wahren und echten Vaterlandsliebe angeführt wird: „Dion besaß ein großes Vermögen, war von vornehmem Geschlecht und genoß eine verdiente Hochachtung. Was fehlte ihm denn zu seinem Glücke? Ihr schwächlichen Seelen, ihr könnt nicht erraten und ihr wagt zu sprechen? Sein Vaterland ist Sklave eines Tyrannen, den er liebt und achtet, aber doch eines Tyrannen." Bezeichnenderweise ist dieser Passus, offenbar weil Napoleon selbst die Analogie zu seiner eigenen erweiterten Vaterbeziehung zu deutlich war, im Manuskript ohne jede Nötigung gestrichen.

Napoleon stellte sich zum König ebenso ambivalent, wie

---

17) Napoleon ist Marbeuf gegenüber nicht bloß von dem analytisch erschlossenen Haß erfüllt. Es mangelt nicht an Anzeichen einer gewissen Anhänglichkeit. Der Ausspruch Napoleons „Meinem Glücke fehlten damals nur zwei teuere Menschen: mein Vater und der Graf Marbeuf . .", wurde bereits zitiert. Es sei ferner darauf verwiesen, daß Napoleon, der in seinen Jugendschriften so schonungslos gegen die Korsika vor der Autonomieverleihung verwaltenden französischen Generäle ins Feld zieht, niemals unter denselben Marbeufs Erwähnung tat und sich mit der Nennung anderer begnügt, obwohl gerade Marbeuf auf einer öffentlichen Gedenktafel als „Tyrann des stöhnenden Korsika" bezeichnet wurde.

zum Vater und Marbeuf, er war bloß mit halber Seele Revolutionär und Königsstürzer, mit der anderen aber der Revolution abholt und dem König geneigt. Es gibt eine Reihe von Aussprüchen Napoleons, in welchen er die Revolutionäre als Pöbel beschimpft und die Partei des Königs ergreift. Als am 10. August 1792 Napoleon sieht, wie die Revolutionäre, die in die Tuilerien eingedrungen waren dem Könige eine Jakobinermütze aufsetzten, sagt er zu Bourienne: „Wie konnte man diesen Vorstadtpöbel einlassen! Man hätte vierhundert bis fünfhundert mit Kanonen wegfegen sollen und der Rest hätte des Weite gesucht". Noch deutlicher aber äußert er seine Stellungnahme für den König, als er am 10. August die niedergemetzelten Schweizer sieht,[18] Da erklärt Napoleon: „Ich fühle, daß, wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde."

Trotzdem ist es unverkennbar, daß die Revolution die negative Komponente seiner ambivalenten Einstellung zum Vater zur mächtigsten Entfaltung gebracht hat. Steht doch während der Revolutionsjahre der König fortwährend im Verdachte, fremde Mächte zu Hilfe zu rufen und mit ihnen das Vaterland angreifen zu wollen. Somit will ja auch Ludwig XVI — genau so wie in der Phantasie der Vater Bonaparte — die Mutter den Fremden ausliefern. Das bestimmt zutiefst seine Haltung zu Paoli. Doch erst nachdem der König am 18. Jänner 1793 zum Tode verurteilt und am 21. hingerichtet wurde, da erst äußert sich bei Napoleon der Anschluß an Frankreich in entschiedener, unzweideutiger und unwiderruflicher Weise. Nun erst, nachdem der Vater, der verhaßte Anstifter all des Unheils, der ihn am Besitze der Mutter gehindert, sie aber trotzdem mit Fremden geteilt hat, sein Verbrechen mit seinem Kopfe gesühnt hat, erst da sehen wir Napoleon sich entschieden Frankreich zuwenden. Denn durch die Tötung des Königs ist ja der wesentliche Teil seiner Ödipusphantasie erfüllt worden und da ist es ja nur selbstverständlich, daß er — durch den Anschluß an Frankreich — die freigewordene Mutter in Besitz nimmt und so diese symbolische Realisierung zu einer vollständigen macht. Überdies ist aber diese Akzeptierung des vom Vater geschaffenen Sachverhalts auch die Identifizierung mit dem Vater, somit auch Ausdruck der Liebe. Sie erfolgt aber zugleich aus einem, nach Stillung des Hasses sich re-

18) Auf St. Helena sagte Napoleon, daß der Anblick der getöteten Schweizer ihn mehr erschüttert hätte, als der Anblick aller seiner späteren — im Vergleich damit gigantischen — Schlachtfelder.

genden Schuldgefühl[19] und ist auch eine Sühne und Bußhandlung. Und schließlich dürfte auch die Identifikation Napoleons mit Marbeuf dieselbe mitbestimmt haben. Und so wird auch Frankreich — das bisnun für Napoleon Marbeuf und die Preisgebung der Mutter an denselben bedeutet hat — zum Symbol der Mutter selbst, zur *mère patrie*, die er lieben und verteidigen wird.

Die einzelnen Phasen der Beziehung Paoli-Napoleon müssen im Original nachgelesen werden; wichtig ist, daß sich Saliceti — dem sich Napoleon anschloß — als einziger korsischer Abgeordneter für die Hinrichtung des Königs gestimmt hat, während Paoli den Königsmord ausdrücklich ablehnte. Nach Beseitigung des Vaters (Königs) hat sich Napoleon mit ihm identifiziert, sich selbst zum Vater gemacht, wofür wohl seine Akzeptierung des politischen Programms des Vaters, (der mit Marbeuf verbundenen Mutter) spricht, und da ist es erklärlich, daß er auch die letzte Vater-Imago, Paoli beseitigen wollte. Überdies muß er, ebenso zufolge dieser Identifizierung, das Vorgehen des Vaters gegenüber Paoli wiederholen, denn Charles hatte ja, nachdem er durch viele Jahre an der Seite Paolis in treuer Anhängerschaft gestanden, denselben dann gegen Ende des Unabhängigkeitskrieges gleichfalls verlassen und sich den Franzosen zugewendet, sodaß Napoleon seinen Vater darin geradezu imitiert.

Auch die ganze wohl rationalisierte England-Politik Napoleons (die Engländer wurden ihm geradezu zum Schreckgespenst) erhält von hier aus eine affektive Fundierung. In seiner Jugend war Napoleon durchaus englandfreundlich, hatte ja England den Flüchtling Paoli aufgenommen und ihm sogar eine Pension zugebilligt. In der „*Nouvelle de Corse*“, in der alle Franzosen, nur deshalb, weil sie Franzosen sind, getötet werden, rettet sich ein Mann das Leben, indem er sich als Engländer ausgibt. Als Paoli sich von Frankreich abwandte und mit England paktierte (dem er Korsika später tatsächlich auslieferte), ergab

---

19) In seinen Memoiren berichtet der Kanzler Pasquier: „ . . Bonaparte, anfangs . . an Paoli attachiert, zögerte nicht, sich von ihm zu trennen. . . Es war dies bei der Nachricht von der Verurteilung Ludwig XVI, daß er diese Partei nahm. Ich habe das Faktum von Herrn Sémonville, der damals als Kommissar der französischen Regierung sich in Korsika aufhielt.“ Bonaparte weckte ihn bei Nacht. „Herr Kommissar“, sprach er, „ich habe gut unsere Lage erwogen, man will hier eine Torheit begehen; der Konvent hat zweifellos ein großes Verbrechen begangen und ich beklage es mehr denn jemand, aber Korsika muß, was auch kommen mag, mit Frankreich vereinigt sein.“

sich für Napoleon unbewußt die alte Konfliktsituation: gedenkt doch Paoli das große Verbrechen, das seinerzeit Charles Bonaparte begangen hatte und mit dem sich Napoleon kaum eben und zwar um den Preis eines schweren Opfers abgefunden hatte, zu wiederholen. Durch diesen restlosen Zusammenbruch der Liebe zum Vater ergab sich für Napoleon die extremste Negation des Vaters, gegen den er von nun an einen unaufhörlichen, schonungs- und erbarmungslosen Kampf führen sollte.

Von nun ab soll in Napoleons Brust das unstillbare Verlangen nach dem Besitz der Mutter nie mehr zur Ruhe gelangen und der gewaltige Kampf um sie mit dem Vater bildet wohl das gewaltigste Epos der Menschheitsgeschichte. Korsika wird völlig entwertet (er verbietet seiner Mutter korsisch mit ihm zu sprechen) und nun beginnt eine nimmermüde und nimmersatte Suche nach Ersatz, auf der seine von Heißhunger gequälte Phantasie gierig ein Land nach dem anderen begehrt, derart eine schier endlose Reihe von Surrogaten bildend, die jedoch als solche seine Gier nie auch nur annähernd zu befriedigen vermögen. Er tränkt auf dieser Suche die Länder in Blut, versetzt die Welt in Schrecken, verändert das Antlitz Europas; umsonst, all das kann seinen Hunger nicht stillen . . . Und als Kaiser bescheidet er sich ebensowenig mit der „Maitresse", die ihm nach seinem eigenen Ausspruche Frankreich bedeutet, will „Herr des Universums" sein — und dies alles getrieben von einer kaum dagewesenen Gewalt des inzestuösen Verlangens nach der Mutter, und einem schrankenlosen Trotz gegen den Vater, wie er in der Menschheitsgeschichte ganz vereinzelt dasteht! Es hieße hier die ganze Geschichte des napoleonischen Zeitalters rekapitulieren, wollte man den Haß und Trotz, den Napoleon, bei dieser nie rastenden Suche nach der Mutter, seiner Vater-Imago — den unterschiedlichsten Herrschern Europas — entgegenbrachte, im Detail nachweisen. Nur summarisch möge daran erinnert werden, wie er sich zu Kaiser Franz von Österreich, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu den Königen von Spanien, Portugal, Neapel, zu den deutschen Königen und den Bundesfürsten und nicht zuletzt zum Papst Pius VII gestellt, wie er sie provoziert und die Besiegten drangsaliert, gedemütigt, herabgesetzt und erniedrigt und die Abhängigkeit von ihm hat fühlen lassen. Aber keine Dynastie hat er auch nur annähernd mit dem gleichen Hasse behandelt, wie die Bourbons, deren ahnungs- und schuldlosen Sprossen, den

Prinzen d'Enghien er zum Entsetzen aller Welt füsilieren läßt, um sich zwei Monate später die Kaiserkrone aufzusetzen.

*

Nun, da wir durch Jekels meisterhafte analytische Schilderung der unbewußten Struktur Napoleons [20] unterrichtet sind und aus dem ersten Abschnitt die historischen Tatsachen der Talleyrandepoche kennen, wollen wir an die Frage herangehen: Was bedeutete Talleyrand für das Unbewußte Napoleons? Denn mit dieser einzigen Frage steht und fällt die einzige Möglichkeit, das so undurchsichtige Konvolut der Beziehung Talleyrand-Napoleon zu entwirren.

In einer matten und sonst bedeutungslosen Arbeit über Talleyrand aus dem Jahre 1870 sagt Sainte-Beuve das erstaunliche Wort: *„Monsieur de Talleyrand est un sujet des plus compliquès, il y avait plusieurs hommes en lui“* (S. 39). Dieses als Aperçu ausgesprochene Wort ist richtig und ist vor allem in Talleyrands Beziehung zu Napoleon reversibel: für Napoleon waren in Talleyrand *„plusieurs hommes“*. Und zwar:

1) Talleyrand (=Marbeuf), der geliebte Gönner. Talleyrand tritt Napoleon vorerst als Grandseigneur entgegen, der Napoleon imponiert [21]. Dieses Minderwertigkeitsgefühl versucht der General sofort zu kompensieren, indem er Talleyrand vorhält: „Sie sind ein Neffe des Erzbischofs von Reims, der sich jetzt bei Ludwig XVIII befindet. Ich habe auch einen Oheim, der Erzdiakon von Korsika ist und der mich erzogen hat. Sie wissen, ein dortiger Erzdiakon ist soviel, wie ein Bischof von Frankreich“ (Talleyrand, Memoiren I. S. 202). Der Ausspruch ist für das spätere ambivalente Verhalten Napoleons typisch: im ersten Satz eine Aggression (der Vorwurf des Zusammenhangs mit den verhaßten Emigranten), im zweiten eine Schmeichelei in der Form: wir sind beide große Herren.

---

20) Ich wüßte keinen einzigen Einwand gegen Jekels Arbeit vorzubringen, es sei denn das Detail, ob nicht Napoleons alter Haß gegen Frankreich auf einem Umwege über die Leiden, die er als Kaiser dem französischen Volke zufügte — Frankreich bezahlte die Gloire mit drei Millionen Toten — sich doch auslebte. Jekels Arbeit, vor 20 Jahren entstanden, ist heute noch so jugendfrisch, wie bei ihrem Entstehen.

21) Es ist bekannt, daß gute Manieren Napoleon maßlos imponiert haben, obwohl er sie bewußt zeitweise verachtete. So nahm er z. B. beim Schauspieler Talma Lektionen. H. Bahr hat diese Episode lustig in seiner Komödie „Josephine“ verulkt.

Talleyrand tritt also in die Reihe der Vater-Imagines ein (Charles Bonaparte, Marbeuf, Paoli, Ludwig XVI etc.). Daß Talleyrand in dieser Schichte Napoleon vorerst unbewußt an Marbeuf erinnert haben mag, dafür spricht die Tatsache, daß Napoleon bis zu diesem Zeitpunkt niemals mit einem Altadeligen, außer mit Marbeuf, Umgang hatte. Auch war Talleyrand 15 Jahre älter und „protegierte" Napoleon. Dazu kommt noch folgendes sonderbare Detail: Der erste französische Ort, in welchem Napoleon als 9½jähriger Knabe längere Zeit verweilte, war Autun. Dasselbe Autun[22] dessen Bischof Talleyrand war. Dasselbe Autun endlich, in welchem Marbeufs Bruder ebenfalls Bischof gewesen war. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß diese unbewußte Identifizierung auch auf Grund dieser Äußerlichkeiten vorgenommen wurde. Die Identifizierungsreihe geht also über Archidiakon Lucian, die Brüder Marbeuf (den Gouverneur und den Bischof)[23], über Joseph zu Talleyrand. In Napoleons Familie gab es ja selbst zwei entlaufene Priester: Joseph und den Onkel Fesch (einen Bruder Lätitias), der nach der Flucht der Bonapartes aus Korsika in Marseille Kriegslieferant wird. („Der geistliche Onkel legt die Kutte ab und

---

22) Dieser Zusammenhang, der meines Wissens bisher nirgends aufgezeigt wurde, hat zur Voraussetzung, daß es in Frankreich nur ein Autun mit einem Bischofssitz gibt. Soweit ich dies feststellen konnte (Meyers Lexikon, Larousse: „Nouveau dictionnaire encyclopédique") liegt eine Verwechslung nicht vor. Napoleon war 3½ Monate in Autun und zwar als 9½jähriger Knabe, 30. Dezember 1778—21. April 1779, „wo er so lange verweilen sollte, bis er leidlich französisch gelernt hätte" (F. M. Kircheisen). — Es existiert ein Brief des 15jährigen Napoleon an seinen Onkel, in welchem sich Napoleon dagegen wehrt, daß sein Bruder Joseph, der ursprünglich Priester werden sollte und plötzlich seine Begeisterung für die Offizierslaufbahn entdeckte, Soldat werde. In diesem Briefe heißt es: „... Seine bischöfliche Gnaden von Autun hätte ihm eine reichliche Pfründe gegeben und er war sicher, Bischof zu werden." Somit war Talleyrand der Nachfolger des Bischofs Marbeuf und der von Joseph, Napoleons Bruder, wenn er Priester geworden wäre. Der Brief ist abgedruckt bei Wencker-Wildberg I. S. 45ff. Ein Zusammenhang mit Talleyrand ist dort natürlich nicht hergestellt. — Die Angaben der Biographen, ob der Bischof Marbeuf ein Bruder des Gouverneurs oder sein Neffe war, schwanken. Für den hier dargestellten Zusammenhang ist das belanglos.

23) Interessanterweise vereinigt Talleyrand beide Marbeufs in sich: er ist Staatsmann, wie der Gouverneur und Bischof, wie Marbeufs Bruder, der Bischof.

macht Geschäfte, man kommt in die Seidenbranche" Ludwig S. 37). Auch da also ein Verbindungsweg zu Talleyrand.

Erleichtert wird diese günstige Beziehung endlich durch eine starke homosexuelle Bindung Talleyrands an Napoleon: Talleyrand wollte ursprünglich Offizier werden, konnte dies aber nicht wegen seines Klumpfußes und sah in der ersten Zeit in Napoleon ein Teil des eigenen Ichs, das das erreichte, was er immer unbewußt wollte: die siegreiche Offizierslaufbahn wie Talleyrands Vater. Näheres in der in Vorbereitung befindlichen Arbeit des Verfassers über Talleyrand.

Für Napoleon wieder aktivierte die freundschaftliche Beziehung zu Talleyrand auch einen Teil der unbewußten homosexuellen Beziehung zu Joseph. Wie stark diese war, ersehen wir aus Briefen, die der enttäuschte Joseph als König von Neapel an Napoleon schrieb. (13. August 1806, zitiert nach Kleinschmidt):

„Niemals wird dieser glorreiche Kaiser für jenen Napoleon entschädigen können, welchen ich so sehr geliebt habe und welchen ich, wenn man sich auf den elysäischen Feldern wiederfindet, so wiederzufinden wünsche, wie ich ihn vor 20 Jahren gekannt habe."

Napoleons Antwort lautete (23. August 1806):

„Ich bin betrübt, daß Sie glauben, Ihren Bruder erst in den elysäischen Feldern wiederfinden zu können. Es ist ganz einfach, daß er mit 40 Jahren nicht mehr dieselben Gefühle wie mit 12 hat..."

Ferner ist ein Brief Napoleons an Joseph vom 24. Juni 1795 erhalten, der diese homosexuelle Bindung noch deutlicher zeigt:

„In welche Verhältnisse auch das Leben dich stellen möge, du kannst und du weißt dies, mein Freund, keinen besseren Freund als mich haben, keinen, dem du teurer wärest und der aufrichtiger dein Glück wünschte. Wenn du abreisest und denkst, es sei für einige Zeit, schicke mir dein Bild. Wir haben so viele Jahre zusammengelebt, so enge verbunden, daß unsere Herzen sich verschmolzen haben und du weißt besser als jemand, wie das meine dir ganz angehört. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich eine Bewegung, die ich selten in meinem Leben empfunden habe. Ich fühle wohl, daß wir uns so bald nicht wiedersehen werden und kann nicht weiter schreiben" [24].

---

24) Man vergleiche mit diesen von echtem Gefühl erfüllten Zeilen etwa

In der ersten Zeit war Talleyrand unleugbar der Protektor Napoleons, organisierte mit ihm den 18. Brumaire, half mit Geld, Rat und Tat. Auf diese Zeit beziehen sich Talleyrands Worte: „Ich liebte Napoleon" und Napoleons Ausspruch: „Talleyrand hat am meisten dazu beigetragen, unsere Dynastie zu etablieren."

2) Talleyrand (= Marbeuf), die Vater-Imago, die den Vatermord billigt, inspiriert und organisiert.

Ich habe früher (Seite 326) darauf hingewiesen, daß in der ersten Zeit Talleyrands Bedeutung für Napoleon auch darin bestand, daß er als lebendiges „Es-ist-erlaubt" dem Konsul die geheimsten Gedanken, die er noch gar nicht auszusprechen wagte, als nächstliegende Staatsnotwendigkeit darstellte. Talleyrand repräsentiert also

---

die eisige Kälte, mit der der sechzehnjährige Napoleon den Tod seines Vaters in einem Brief an seine Mutter behandelt:

Paris, den 28. März 1785.

Heute, wo die Zeit meinen ersten Schmerzensausbruch etwas beruhigt hat, beeile ich mich, Ihnen zu danken für die Güte, die Sie stets für uns gehabt haben. Trösten Sie sich, liebe Mutter, die Umstände wollen es. Wir werden unsere Aufmerksamkeit und Dankbarkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unseren Gehorsam Sie ein wenig über den Verlust eines geliebten Gatten trösten können. Ich schließe, liebe Mutter. Mein Schmerz befiehlt mir, indem ich Sie bitte, sich zu beruhigen. Meine Gesundheit ist vorzüglich, und ich bitte alle Tage, daß Ihnen der Himmel ähnliches Wohlergehen schenke. Grüßen Sie Tante Gertrude, Großmutter Fesch . . .

PS. Die Königin von Frankreich ist eines Prinzen genesen, mit Namen Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr abends.

Napoleone di Buonaparte.

Der sonderbare Kondolenzbrief — „Trösten Sie sich . . . meine Gesundheit ist vorzüglich" — ist selbst nicht analytisch Denkenden, z. B. einigen Napoleon-Biographen aufgefallen. Das Postskriptum des Briefes mit dem Hinweis auf den Sohn Marie Antoinettes enthält möglicherweise eine besonders bissige Anspielung. Bekanntlich galt Marie Antoinette als die lasterhafteste Frau Frankreichs. Und zwar auch bei Napoleon, wofür wir einen eindeutigen Beweis haben: Zweig berichtet in seinem kürzlich erschienenen Buch über Marie Antoinette (S. 333), Napoleon hätte, als Fersen, der Geliebte Marie Antoinettes, im Jahre sechs nach dem Tode der Königin die schwedische Regierung auf dem Kongreß von Rastatt vertreten sollte, diesen mit der Begründung brüsk abgelehnt, „er verhandle nicht mit Fersen, dessen royalistische Gesinnung er kenne und der überdies mit der Königin geschlafen habe."

Möglicherweise ist auch das Postskriptum ein Beweis, daß Napoleon an der Treue der Mutter zweifelte, wofür auch die „legislatorische Projektion" (Jekels) dieser Unsicherheit, der Grundsatz des Code Napoleón: „*La recherche de la paternité est interdite*" sprechen würde.

in dieser Zeit das gewährende, schuldgefühlsersparende Über-Ich. So spricht Talleyrand in seinen Briefen an den siegreichen General Bonaparte suggestiv vom Imperium. Talleyrand schiebt Napoleon die Allmacht zu: gibt dem Konsul den Rat, die auswärtigen Affairen nur mit ihm zu besprechen etc. Es ist kein Zweifel, daß dies für Napoleon eine große Schuldgefühlsentlastung war. Denn Napoleons immer waches Strafbedürfnis resultierte ja zutiefst aus dem Ödipuskomplex. Und da ergab sich folgende — geradezu diabolisch witzige — Situation: Napoleon wollte zur Zeit des Direktoriums am 21. Jänner, am Tage der Hinrichtung des Königs, dem offiziellen Gedenkfeste nicht beiwohnen. (Siehe Seite 323f.) Und nun sendet das Direktorium Talleyrand als Vermittler. Oder in Napoleons eigenen Worten:

„Talleyrand bot seine ganze Beredsamkeit auf, er suchte zu beweisen, daß dieses Fest gerecht wäre, weil es politisch wäre. Politisch wäre es, denn alle Länder und alle Republiken hätten stets den Sturz der despotischen Gewalt und den Tyrannenmord als einen Triumph gefeiert. So hätte Athen den Tod des Pisistratus, Rom den Sturz des Decemvirn verherrlicht. Übrigens sei das Fest durch ein Gesetz geboten, dem das ganze Land unterworfen sei und sich jeder zu fügen und zu gehorchen habe."

Nun wissen wir aus Jekels Arbeit, welche entscheidende Bedeutung (trotz gelegentlicher Abwehr des Königsmordes) die Hinrichtung des Königs für Napoleon hatte, die er unbewußt auch vollkommen billigte. Daraus ergaben sich aber für Napoleon die stärksten unbewußten Strafwünsche. Ist es da nicht für Napoleon ein Glücksfall ohnegleichen, wenn der Vater selbst (repräsentiert durch die Vater-Imago Talleyrand) den Mord an sich selbst billigt, entschuldigt und für berechtigt erklärt, denselben Mord, der die Quelle der stärksten Schuldgefühle für Napoleon darstellt?

Diese für Napoleons Schuldgefühlsentlastung und somit für die ganze Beziehung zu Talleyrand entscheidende Szene ist — wie nicht anders zu erwarten — in keiner der bekannten Talleyrand- oder Napoleon-Biographien verwertet. Und doch enthält sie den Schlüssel zum Ver-

ständnis der Beziehung dieses außerordentlichen Menschen zu Talleyrand.

Übrigens ist — nach Ansicht Napoleons — Talleyrands ganzer Lebenslauf „eine einzige Verräterei". Er wirft ihm in der „großen Szene" alle Verbrechen an den Kopf, die er, Napoleon, selbst begangen hat, respektive unbewußt zu begehen wünschte. Und wieder setzt hier die Schuldgefühlsentlastung ein: er sieht einen Menschen, der „so viele Verbrechen" begangen hat, frei, höhnisch, zynisch,[25] anscheinend ohne Schuldgefühle leben. Schon diese „Tatsache Talleyrand" war in einer bestimmten Schichte für Napoleon eine Gewissensentlastung. Das ist eine der Ursachen, die Napoleon immer wieder Talleyrands Gesellschaft suchen ließ.

Talleyrand billigt somit für das Unbewußte Napoleons nicht nur den Vatermord, er inspiriert ihn sogar zweimal: Talleyrand ist der Einbläser Napoleons bei der Ermordung Enghiens und der Thronentsetzung der spanischen Bourbonen. Und da die „spanischen Affairen" eine der Ursachen des Konflikts zwischen Napoleon und Talleyrand darstellen, muß näher auf diese eingegangen werden.

Was hat sich eigentlich vor und in Bayonne zugetragen? Aus den Geschichtsbüchern erfahren wir meistens bloß, daß Napoleon „durch unglaubliche Intrigen" erst den Sohn des Königs, dann den Vater, den König selbst, zum Thronverzicht zu Gunsten Josephs (Napoleons Bruder) bewogen hat. Was sind nun diese „unglaublichen Intrigen"? Wir besitzen in Talleyrands Memoiren eine minutiöse, durch die Augen des Hasses gesehene, klarsichtige Darstellung der spanischen Abenteuer Napoleons, die schon deshalb wahr ist, weil die Handlungsweise Napoleons in Spanien so aufreizend war, daß der beste Angriff Talleyrands auf Napoleon in der wahrheitsgetreuen Wiedergabe seiner Handlungsweise lag.

Die „spanischen Angelegenheiten" bilden ein eigenes Kapitel in Talleyrands Memoiren. Es beginnt mit einem Ausspruch Napoleons: „Wenn es darauf ankommt, kann ich auch das Löwenfell ablegen und

---

25) Es besteht eine gewisse Berechtigung zu der Annahme, daß Napoleons Zynismen zum Teil auf der Identifizierung mit denen Talleyrands beruhen. Wir kennen keinen einzigen zynischen Ausspruch Napoleons aus seiner vortalleyrandischen Zeit. Bzgl. der Psychologie des Zynismus sei auf eine Arbeit des Verf. („Zur Psychologie des Zynikers" Psychoan. Bewegung 1933. H. 1 und 2) verwiesen.

in den Fuchspelz kriechen.“ Dazu bemerkt Talleyrand: „Die Menschen hintergehen und hinters Licht führen, war nämlich nicht allein sein größtes Vergnügen, sondern es war ihm zur zweiten Natur, zu einem wahren Bedürfnis geworden.“ Auch da wieder ein Berührungspunkt mit Talleyrand. Man hat manchmal den karikaturistischen Eindruck, Talleyrand sei ein nach außen projizierter Anteil Napoleons und Napoleon einer Talleyrands gewesen.

Spanien — so berichtet Talleyrand — war 1807 seit dem Frieden von Basel, also seit 11 Jahren ein treuer Bundesgenosse Frankreichs gewesen und hatte ihm alles gegeben und reichlich gegeben: Geld, Schiffe und Soldaten. 1807 — zu Beginn der „spanischen Affairen“ — standen 20.000 Spanier im Norden Europas unter den französischen Fahnen. Seitdem Napoleon selbst auf einem bourbonischen Throne saß, betrachtete er die Fürsten, welche noch die zwei anderen innehatten (Neapel, Spanien) als seine natürlichen Feinde, die er in seinem persönlichen Interesse stürzen mußte. Wie sollte er aber dem befreundeten Spanien den Krieg erklären, ohne seine ehrgeizigen dynastischen Interessen offen zu bekennen? Napoleon schlug folgenden Weg ein: unter der Maske der Freundschaft ließ er Spanien mit französischen Truppen überschwemmen, wozu ihm Portugal den Vorwand lieferte, das sich noch immer weigerte, mit England zu brechen. Diesen Umstand hatte der Kaiser in dem Tilsiter Vertrag mit Rußland vorgesehen, und zwar durch einen Paragraphen, der dahin lautete, daß Portugal, wenn es mit England befreundet bliebe, als Feind betrachtet werden solle. Anstatt einer Kriegserklärung schloß also Napoleon ein neues Bündnis, natürlich nur zum Schein, mit Spanien (Vertrag zu Fontainebleau am 27. Oktober 1807). Die weiteren „wirklich abscheulichen und hinterlistigen Intriguen“ waren: Im März 1807 schickte der Prinz von Asturien, der Thronfolger und älteste Sohn des Königs, seinem früheren Erzieher, dem Domherrn von Toledo, einen Brief, in welchem er von der gefahrdrohenden Situation des Reiches sprach: der „Friedensfürst“ (dieser war Minister des schwachen Königs und Geliebter der Königin und zwar, wie man allgemein wußte (einen „ängstlichen Zuhälter“ nennt ihn Blei) unter Toleranz des Königs), solle — so erzähle ein Gerücht — die Regentschaft übernehmen. Der Kronprinz bat den Domherrn um Rat und Beistand. Der Domherr setzte nun ein Memorandum in diesem Sinne auf, das er dem Prinzen zusandte, um es seinem Vater zu überreichen. Dem Prinzen fehlte dazu der Mut, er verwahrte die Dokumente, die später gefunden wurden

und das Hauptmaterial bildeten, ihn des Hochverrats anzuklagen. Der Geliebte der Königin schöpfte Verdacht und wollte den Kronprinzen mit einer Nichte der Königin verheiraten. Der Kronprinz meinte aber, er täte besser, sich um eine Prinzessin aus der Familie Napoleons zu bewerben, worauf Napoleon zum Schein in dunklen Andeutungen reagierte. Da der „Friedensfürst" immer offener für sich Propaganda machte — er ließ verbreiten, der König liege im Sterben, der Kronprinz sei ein Dummkopf, die einzige Rettung Spaniens sei er selbst, welches Argument er durch Geldverteilung an die Offiziere unterstützte — glaubten die Berater des Kronprinzen nicht länger zögern zu dürfen. Man veranlaßte einen angesehenen Granden und Freund des Kronprinzen, den Herzog von Infantado, sich von diesem eine Proklamation geben zu lassen, die sofort nach dem Tode des Königs veröffentlicht werden sollte. Bald darauf rückten französische Truppen in Spanien ein, der Kronprinz wurde unter der Beschuldigung des Hochverrates vom König verhaftet; das Tribunal sprach ihn jedoch frei. Der Minister, der von Napoleon lange durch Versprechungen hingehalten wurde, bekam Angst vor den immer stärkeren französischen Truppen, rief die spanischen Truppen aus dem Norden zurück und wollte die königliche Familie nach Cadix bringen. Darauf brach ein Aufstand gegen den Minister aus und der König rettete sich dadurch, daß er den Minister entließ. Dieser hielt sich versteckt; als er entdeckt wurde, flammte der Aufstand nochmals auf, der König sandte den Kronprinzen, dem er mehr Einfluß auf die Menge zutraute, als sich selbst. Der Kronprinz erklärte den Minister für verhaftet. Der König faßte den Entschluß, freiwillig abzudanken und der Kronprinz wurde unter dem Namen Ferdinand VII. König. Murat und Beauharnais (der Schwager Napoleons) veranlaßten hierauf den neuen König, Napoleon, der selbst nach Spanien kommen wolle, entgegenzufahren, verlangten aber zugleich die Freilassung des „Friedensfürsten". Dadurch wurde die Lage zugespitzt, umso mehr als der Kaiser befahl, den abgesetzten Minister in Murats Hände auszuliefern. Nun veranlaßte Napoleon, daß der Vater des Königs, der frühere Karl IV. seine Abdankung widerrief und als erzwungen darstellte, was dieser in einem Manifest, gezeichnet „Ich, der König" tat. Napoleon lockte beide Könige nach Bayonne (also auf französischen Boden), wo die gegenseitigen Abdankungen gegeneinander ausgespielt wurden, die Könige einander mit heftigen Vorwürfen überschütteten und das Resultat dieses „trostlosen Dramas" war, daß Joseph, Napoleons Bruder, König von Spanien wurde.

Wir sehen also: die spanische Königsfamilie bietet eine klare Wiederholung der von Napoleon supponierten eigenen Kindheitssituation seines Elternhauses: eine Mutter (Königin), die ein vom Vater (König) toleriertes Verhältnis mit dem Minister (Friedensfürst = Marbeuf) hatte [26]. Napoleon kassiert seine eigene Rache am zufälligen spanischen Objekt ein: er spielt alle gegeneinander aus und macht alle zu Gefangenen; wobei er Talleyrand zum Kerkermeister ernennt. Und hier beginnt die endlose, nie zu befriedigende kindliche Rachetendenz von vorne: der Oheim (nicht der Prinz, wie Napoleon es wünschte) beginnt ein Verhältnis mit Frau Talleyrand. Wieder ein betrogener Ehemann, der das Verhältnis tolerieren muß, wobei ein Stück der Inzestphantasie zum Durchbruch kommt: Napoleon identifiziert sich ja mit dem Kronprinzen, vereinigt sich also auf dem Umwege über ihn mit der Mutter, wobei die Bestrafung für diese Phantasie in der realen Bestrafung des Kronprinzen liegt. Wir sehen hier das typische, sich nie erschöpfende neurotische Reihen- und Abspaltungsphänomen.

Nun muß dieses Agieren seiner Jugendphantasien [27]

---

26) Hier ist die Wurzel des von Talleyrand unverstandenen Aufwands an „Schläue, Perfidie und Kunststücken". Der Realpolitiker Talleyrand verstand nicht, zu welchem Zweck der blamable Aufwand an Betrug von Napoleon gemacht wurde, der ihn vor der Welt bündnisunfähig machte. Er verstand eben nicht, daß Napoleon eine Jugendphantasie, die Phantasie seines Lebens, agierte. Talleyrand sah lediglich ein zu erreichendes Ziel — die Eroberung Spaniens — und sah die Mittel, die dabei angewendet wurden, als verwerflich an, weil sie Napoleon schädlich waren. Dies war seine „moralische" Stellungnahme.

27) Es ist übrigens interessant, daß Fouché in seinen Memoiren an zwei Stellen ihm einen realen Inzest vorwirft: So behauptet er (S. 182 ff.), daß er ein Verhältnis mit seiner Lieblingsschwester Pauline hatte. Fouché sagt: „. . . Pauline faßte im Verein mit einer ihrer Frauen den Plan, Napoleon ganz in ihre Reize zu verstricken. Und sie ging dabei mit so großer Kunst und so großem Raffinement zu Werke, daß ihr Sieg vollkommen war. . . Niemals zeigte Pauline für ihren Bruder soviel Liebe und Bewunderung, wie damals (vor der Scheidung von Josephine). An diesem Tage hörte ich sie sagen, denn sie brauchte vor mir keine Geheimnisse zu haben: Warum herrschen wir nicht in Ägypten? Wir würden es wie Ptolemäus machen; ich würde mich scheiden lassen und heiratete meinen Bruder. Da ich wußte, daß sie viel

auf spanischem Boden bei Napoleon das stärkste Schuldgefühl wecken. Wir verstehen nun, weshalb Napoleon wie ein Besessener nach Paris eilt, als er erfährt, daß Talleyrand gerade wegen der „spanischen Affairen“ gegen ihn arbeitet.

Talleyrand ist in diesem Teil der Beziehung zu Napoleon der nach außen projizierte Anteil seines verbietenden Über-Ichs, die personifizierte Nemesis. Was hilft es, Talleyrand anzubrüllen, gerade das Schuldgefühl verhindert ja Napoleon, Ernstliches gegen Talleyrand zu unternehmen! Tatsächlich geschieht Talleyrand nichts.

3. Talleyrand (= der gehaßte Vater = Marbeuf) als Objekt infantiler Rachetendenzen Napoleons.

Nach Gefangennahme der spanischen Prinzen wird Talleyrand gezwungen, sie in seinem Schlosse Valencay aufzunehmen. Napoleon wiederholt also auch hier die „Besetzung“ Korsikas durch die Franzosen, deren Rolle Spanier übernehmen, während Valencay ein Korsika en miniature darstellt. Ebenso wie Napoleons Mutter mit Marbeuf, wird Talleyrands Frau mit dem Prinzen „verkuppelt“, wobei Talleyrand die Rolle des verhöhnten, alles zulassenden Vaters spielt. Der einfachste Beweis hiefür liegt in der zitierten Frage Napoleons

---

zu unwissend war, um aus sich selbst heraus eine solche Anspielung zu machen, erkannte ich darin den Ansporn ihres Bruders.“

Der zweite Inzestvorwurf — gleichfalls bei Fouché nachzulesen (S. 116) — lautet: „In ihrer Verzweiflung über ihre Unfruchtbarkeit kam sie (Josephine) auf den Gedanken ihrer Tochter Hortense die Zärtlichkeit ihres Gatten zuwenden, den sie sinnlich nicht mehr reizte. . . . Sie gefiel und die gegenseitige Neigung vertiefte sich so, daß es Josephine genügte, sich mütterlich darein zu finden und die Augen zu schließen, um ihren häuslichen Triumph zu sichern. Mutter und Tochter regierten zu gleicher Zeit in dem Herzen dieses stolzen Menschen. Als nach dem Rat der Mutter der Baum seine Früchte trug, mußte man daran denken, durch eine schnelle Heirat eine Liebesintrige zu verhüllen, die bereits den Höflingen bekannt wurde. . . Napoleon wollte durch einen doppelten Inzest diese Liebesangelegenheit, der er alle Reize der Vaterschaft verdankte, in seiner eigenen Familie zu Ende führen. Dabei entstand die Verbindung seines Bruders Louis mit Hortense, eine unglückliche Ehe, die schließlich alle Schleier zerriß.“

Ob nun Fouchés Angaben richtig sind — bekanntlich ist die Echtheit der Fouché-Memoiren bezweifelt worden, während in neuerer Zeit sich Stimmen für ihre Authentizität erhoben — Tatsache ist, daß Napoleon Hortenses Kind adoptierte und erst als es starb, an die Ehe mit der österreichischen Erzherzogin dachte. Für die erste Behauptung Fouchés spricht die Tatsache, daß Pauline auf Marie Louise pathologisch eifersüchtig war und deshalb von Napoleon vom Hofe verbannt wurde.

während der „großen Szene“: „Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß der Prinz Carlos der Geliebte Ihrer Frau ist?“ Die Einquartierung Ferdinands VII in Talleyrands Schloß bedeutet also folgendes: wieder konstruiert Napoleon einen das Verhältnis der Frau tolerierenden Gatten.

Ein weiterer Beweis ist darin zu erblicken, daß Napoleon Talleyrand zweimal als postillon d'amour verwendet: erst beim Zaren in Erfurt, wo er den Brautwerber spielt, und später dann in Warschau, wo er die Affaire der Gräfin Walewska entrierte. „Er mußte auch anderes für den Kaiser tun: so die Gräfin Walewska fragen, ob sie den Blick gespürt hätte, den Seine Majestät geruht habe, auf sie zu werfen. (Blei, S. 516.)

Und einmal befiehlt der Kaiser dem Herzog von Benevent in Warschau, ihm ein Glas Limonade zu bringen, „der langsam, mit einer Serviette unter dem Arm auf seinem Stock durch den Saal schlürfend, das Glas auf einem emaillierten Teller dem Kaiser überbrachte, demselben Monarchen, den er à part als Parvenü behandelte wie Gräfin Potocka zu diesem Anlaß bemerkt.“ (Blei, S 516). Das ständige Auf und Ab von Gnade und Ungnade, von Schimpforgien und Belohnungen, die Tatsache, daß Napoleon Talleyrand gegenüber, einem Wort des Fürsten zufolge, „aller Inkonsequenzen fähig ist“, zeigt die Zwiespältigkeit der Beziehung Napoleons zu seinem Vater, die er unter anderem bei Talleyrand auslebt. Dabei wiederholt Talleyrand wieder das Verbrechen des Vaters: er verbündet sich den Fremden gegen das Vaterland. Napoleon ist aber Talleyrand gegenüber machtlos, da er ihn unbewußt bereits zum Rächer erwählt hat.

4. Talleyrand (= Marbeuf), der Rächer.

Wir nähern uns dem Ende des napoleonischen Dramas, das im Wesentlichen unter dem Aspekt des unbewußten Strafbedürfnisses steht [28]. Daß dem tatsächlich so ist, beweist Napoleons Verhalten in diesen Monaten. Mit Recht hält ihm Talleyrand in seinen Memoiren vor, daß er seine Krone und seine Dynastie hätte retten können, wenn er zur richtigen Zeit nachgegeben hätte. Napoleon konnte aber nicht nachgeben, da er offenbar unter dem

28) Dieser Gesichtspunkt ist in Jekels Arbeit aus zwei Gründen noch nicht enthalten. Der erste ist ein zeitliches Moment: 1914 stand das Problem des unbewußten Strafbedürfnisses noch nicht im Zentrum analytischer Diskussionen (war es ja von Freud noch gar nicht aufgestellt worden), zweitens behandelt Jekels Arbeit den Beginn der napoleonischen Karriere.

Druck dieses — aus dem jahrelangen Agieren seiner Ödipusphantasien[29] stammenden — Strafbedürfnisses seinen Untergang selbst provozierte und herbeiführte. Dabei wird Talleyrand zum Exekutivorgan

29) Ich will, obwohl das Ödipusmaterial ein eindeutiges ist, noch einige Belege anführen, die mir bei Durchsicht der Literatur aufgefallen sind. So erklärte Napoleon in einem Gespräch mit Fouché vor dem russischen Feldzug (Fouches Memoiren, S. 224): „Ich ziehe ganz Europa hinter mir her und Europa ist weiter nichts als eine alte verdorbene Hure, mit der ich mit Hilfe meiner 800.000 Mann machen kann, was ich will." Zu dieser Erniedrigung der Mutter paßt gut der Ausspruch Napoleons auf St. Helena: „Meine Mutter war eine sehr ordnungsliebende, tugendhafte Frau . . ." Wozu das Attestieren der Tugend, wenn sie nicht innerlich bezweifelt würde?

Ferner verweise ich auf eine Stelle aus Napoleons blutrünstigster Jugendschrift „Korsische Novelle", die der 20jährige Offizier in Auxone schrieb und die bereits zitiert wurde. Beweisend ist folgende Stelle aus der Schilderung der Greueltaten der Franzosen:

„. . . Ich verließ meine Leute, um meinem unglücklichen Vater zu Hilfe zu eilen. Ich fand ihn in seinem Blute liegen. Er hatte nur noch die Kraft, zu mir zu sagen: Räche mich, mein Sohn. Das ist das erste Naturgesetz. Stirb, wie ich, das schadet nichts, aber erkenne nie die Franzosen als Herren an. Ich setzte meinen Weg fort, um meine Mutter zu suchen, und fand ihren nackten, mit Wunden bedeckten Leib in der empörendsten Lage. Meine Frau, drei meiner Brüder, waren an eben diesem Platz aufgehängt, sieben meiner Söhne, von denen drei noch keine fünf Jahre alt waren, hatten dasselbe Schicksal erlitten."

Also immer wieder: Marbeuf, der Mutterschänder, wobei die Über-Ich-Beschwichtigung für die Rache durch einen Befehl des Vaters vor sich geht. Ähnliches geschieht dann bei Talleyrand, der Vater-Imago (Siehe Punkt 2. „Talleyrand, die Vater-Imago, die den Mord billigt . . .") — Auf die Zahlen der Kinder und Geschwister will ich nicht näher eingehen, obwohl auch diese eine Deutung zulassen und in einer Arbeit des Verfassers über die unbewußte Beziehung Napoleons zu seinen Geschwistern verwertet werden sollen.

Endlich sei darauf verwiesen, daß Josephine Beauharnais erster Mann als Royalist guillotiniert wurde, das heißt, daß der Vatermord vollzogen wurde, bevor Napoleon unbewußt die Mutter (= Josephine) besessen hatte, wobei wieder die Über-Ich-Entlastung für den gewünschten Vatermord in der Weise vor sich geht, daß jemand anderer (das Revolutionstribunal) die Verantwortung übernimmt. Damit mag auch vielleicht der erste Eindruck Napoleons, den er von Talleyrand empfing, zusammenhängen: Talleyrand erinnert ihn an Robespierre, den Schreckensmann, mit dessen Bruder Napoleon übrigens befreundet war.

Auf das Problem der fraglichen Epilepsie Napoleons kann wegen der Lückenhaftigkeit des diesbezüglichen Materials nicht eingegangen werden.

seines Strafwunsches, und zwar zum von Napoleon selbstgewählten Exekutor. Napoleon unternimmt nichts gegen Talleyrand, obwohl seine Vorbereitungen zum Verrat — wie früher gezeigt — ihm bekannt sein mußten. Er beschäftigt nicht einmal Talleyrand mit einer jener sinnlosen, nur zu Ablenkungszwecken aufgestellten Scheinaufgaben (so macht Napoleon z. B. Fouché 1813 zum Generalgouverneur von Illyrien und später von Rom in einem Zeitpunkt, in welchem beides für den Kaiser verloren ist, erzielt aber, daß Fouché zu Beginn der ersten Restauration in Paris nicht anwesend ist und machtlos bleibt), sondern begnügt sich mit den verschiedentlichen Absagen Talleyrands und stellt sogar einmal sinnlose Bedingungen beim Anbot des Ministeriums des Äußeren: Verzicht auf die Einkünfte (Siehe Seite 340 Anm. 14), was bei Talleyrands Geiz einer Erledigung des Anbots gleichkommt. Napoleon unternimmt auch dann nichts gegen Talleyrand, als sich dieser indirekt an der Verschwörung Malets 1812 — nach der Niederlage in Rußland — beteiligt, worüber in Fouchés Memoiren folgendes zu lesen ist (S. 241):

„. . . diese Möglichkeit erklärt die Bildung einer eventuellen provisorischen Regierung, die sich aus den Herren Mathieu de Montmorency, Alexis de Noailles, dem General Moreau, dem Grafen Frochet, Präfekten des Seine-Departments und einem fünften zusammengesetzt hätte, dessen Name nicht genannt wurde. Nun, dieser fünfte war Herr von Talleyrand, und ich selbst sollte . . .“

Wenn auch Napoleon einmal von sich sagte: „Denn ich bin nicht ein Mensch wie ein anderer und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich“ — so ist das einer seiner Irrtümer, an denen der Kaiser gescheitert ist: Napoleons Untergang waren nicht die Armeen der Koalierten, sondern lediglich sein unbewußtes Strafbedürfnis, zu dessen Exekutoren er eben jene Koalierten und — Talleyrand wählte. Diesen Nachfolger Talleyrand hat Napoleon ebenso aufgepäppelt, und zwar auf eigene Kosten, wie Ludwig XVI. seinen Pensionär Napoleon. (Napoleon hatte bekanntlich einen von Marbeuf verschafften Freiplatz in den unterschiedlichen Offiziersschulen.) Daraus ergibt sich auch die erwähnte Überschätzung Talleyrands in den letzten Monaten, wobei aus den Aussprüchen des Kaisers hervorgeht, daß er annahm, Talleyrand könnte — wäre er auf seiner Seite — Wunder wirken. Auch das Unverständnis das Napoleon der ganzen Weltlage

entgegenbrachte, das Nichtbegreifen, daß die einzige aus der Revolution hervorgegangene Regierung im reaktionären Europa nur um den Preis weitgehender Sicherungen und absoluter Nichteinmischung zu halten gewesen wäre, ist letzten Endes aus seinem unbewußten Agieren und dem unbewußten Strafwunsch verständlich. Napoleon war überhaupt unfähig, in anderen Kategorien, als in Menschen zu denken: eine sonderbare, offenbar auf seine Verstrickung in der Vaterfigur zurückzuführende Denkhemmung bei einem so außergewöhnlichen Intellekt. So erklärt sich der Ausspruch Napoleons auf St. Helena, er säße noch auf seinem Throne, hätte er Talleyrand und Fouché zur richtigen Zeit hängen lassen.

Diese Oszillationen zwischen den vier Einstellungen zu Talleyrand: als Gönner, als Vater-Imago, die den Vatermord billigt, als Racheobjekt und als Rächer, erklären, daß Napoleon niemals von Talleyrand loskam, geben einen Schlüssel zu seinem inkonsequenten Verhalten und bewahrheiten Metternichs Wort, der Talleyrand Napoleons ersten Diener und Antagonisten nannte.

*

Literatur:

Aretz G., Die Frauen um Napoleon.
Barras P., Memoiren, 4 Bde.
Blei F., Talleyrand.
Chuquet, La jeunesse de Napoléon 1—3.
Dunoyer A., Fouquier—Tinville.
Fleischmann H., Requisitoires de Fouquier—Tinville.
Fouché, Memoiren. Übersetzt von P. Aretz.
Gourgaud, Memoires pour servi à l'histoire de France sous Napoléon (corrigè de la main de Napoléon) 1823.
Jekels L., Der Wendepunkt im Leben Napoleons, „Imago", III, 1914.
Kircheisen F. M., Napoleon.
Kircheisen G., Napoleon und die Seinen.
Kircheisen G., Die Frauen um Napoleon. (Urspüngliche Fassung der Arbeit von G. Aretz.)
Kleinschmidt A., Die Eltern und Geschwister Napoleons.
Ludwig E., Napoleon.
De Lacombe B., La vie privée de Talleyrand.
De Lacombe B., Talleyrand, évêque d'Autun.
Martel T. Memoires et œuvres de Napoléon.
Masson F. et Biagi G., Napoléon inconnu.
Masson. Napoleon.
Napoléon, Œuvres 1—6. Panckoucke 1822.

Propyläen-Weltgeschichte, Band VII, Revolution und Restauration.
Roessler, Die Jugend Napoleons des Ersten.
Sainte-Beuve, Monsieur de Talleyrand.
Scott W., Napoleon.
Steudhal, Napoléon.
Talleyrand, Memoiren, Herausgegeben vom Herzog von Broglie. 5 Bände.
Wallon H., Le tribunal Révolutionnaire.
Wencker-Wildberg (in Verbindung mit F. M. Kircheisen), Napoleon, Memoiren seines Lebens. 14 Bände.
Wendel H., Danton.
Wolff O., Die Geschäfte des Herrn Ouvrand.
Zweig S., Fouché.
Zweig S., Marie Antoinette.

Kain- und Ödipus-Komplex in musikalischer Produktion

Wir entnehmen das Folgende dem Kapitel „Der Komponist“ von Dr. Elsa Bienenfeld (Wien), in der „Festschrift für Felix Weingartner zu seinem 70. Geburtstage“ (Verlag Henning-Oppermann, Basel, 1933).

Weingartners Kompositionsbegabung zeigte sich früh. Den ersten Klavierunterricht, die Einführung in die Musik, und offenbar auch die musikalische Begabung emfing er von seiner Mutter, deren sonst enge Geistigkeit und erzieherische Härte ihn zugleich zum Widerspruch reizten.

Das Textbuch „Kain und Abel“, das Weingartner in jungen Jahren (vor dem 25. Jahr) entwarf, gehört zu den aufschlußreichsten Übergangswerken sowohl in der Geschichte der Oper wie in der Geschichte der Seelenforschung. Weingartner nahm die Byron'sche Fassung zur Vorlage, führte aber als neuen Leitgedanken den Brudermord auf die Urmacht des Liebestriebes zurück, der in Kains Verhältnis zur Mutter vorbestimmt erscheint und in der Vergewaltigung der Schwester durchbricht. Schon psychologisch ist es fesselnd, wie Weingartner den Brudermord deutet. Wichtig ist in diesem Zusammenhang ein Bericht Weingartners über ein eigenes Kindheitserlebnis. Ein älterer Bruder war zwei Jahre vor Felix' Geburt gestorben. Der frühzeitige Tod von Weingartners Vater erneuerte den Schmerz der Mutter, dieses Kind verloren zu haben, dessen liebenswerte Eigenschaften sie immer wieder als Mutter hinstellte. Zum Gefühl der Zurücksetzung gesellte sich im jüngeren Bruder eine Art Eifersucht gegen den Verstorbenen; Weingartner bekennt, daß ihm, als er etwa fünf Jahre zählte, der Bruder mit verbundenem Kopf im Traum erschienen sei, und er ihm heftige Vorwürfe machte, daß jener ihm die Liebe seiner Mutter entzöge, dann nach der Erscheinung einen Schlag führte und in Schweiß gebadet, erwachte. Er brachte es nicht über sich, der Mutter den Traum zu erzählen. Wenige Tage später erfaßte ihn am Grabe des Bruders eine so unbezähmbare Wut, daß er einen Schlag gegen das Grabkreuz führte, so daß dieses umfiel, worauf er augenblicklich tiefe Reue fühlte. Weingartners Traum und seine Kaindichtung gestatten einen tiefen Blick in die Werkstatt des Künstlers und in jenen geheimnisvollen Bezirk des Unbewußten,

aus dem alle Triebe, aber auch die künstlerischen Eingebungen aufsteigen.

Jahrzehntelang beschäftigte ihn dieser Plan. Wiederholt abgelenkt, kehrte er immer wieder zu dem Entwurf zurück, in dem sich offenbar eigene Seelenkämpfe spiegeln und beunruhigende Kindheitserinnerungen an die überstrenge Mutter mit allen Liebes-, Eifersuchts- und Angstkomplexen ihre Entladung suchen. Doch ehe er die Ausführung der Dichtung in Angriff nahm, boten sich ihm andere Aufgaben. Er wurde Kapellmeister der Hamburger Oper und trat als Dirigent, aber auch als Komponist aus den Gesellenjahren in die Meisterjahre.

In dieser Zeit wird die Bekenntnis-Oper „Kain und Abel" herausgeschleudert, das düsterste Stück unter Weingartners Kompositionen. Das Gedicht vollendete er in St. Sulpice, mitten im frohesten Lebens- und Liebesglück. „Vielleicht war es", meint er selbst, „gerade die Heiterkeit, die mir die Kraft gegeben, es zu schaffen". Er zerlegt die Erscheinung der Urmutter nach den ältesten Sagenspuren in zwei Gestalten und dichtet Adams erster Frau, Lilith, Züge einer Lichtgestalt, einer Genossin im ewigen Licht an, von der Adam abschied, als er durch den Sündenfall in die Arme Evas, der irdischen Frau fiel.

Weingartner sieht in Abel und Ada, den Geschwistern, die sich als Gatten vereinigen, Kinder der Lilith. Dem Bruder die Schwester und Gattin zu rauben, mit ihrem Besitz gleichsam die Kindersehnsucht nach einer besseren, einer geistigeren Mutter zu befriedigen, erschlägt sein Kain den Abel. Fabel und Anlage gehören zu den packendsten Versuchen der neuzeitlichen Oper. —

Den Geist eines antiken Dramas mit den Hilfsmitteln der neuzeitlichen Kunst erneut darzustellen, schwebte auch ihm vor. In der Tragödie des Orest, die Äschylos geformt hat, schien ihm ein eigener Lieblingsgedanke versinnbildlicht: der Gedanke, daß Blut nicht mit Blut zu vergelten und jeder Krieg verabscheuungswürdig sei. Unbewußt dürften andere, tiefer in der eigenen Persönlichkeit verankerte Wünsche und Verdrängungen ihn zu diesem Stoff geführt haben. Während eines Aufenthaltes in Taormina, gegen Ende seiner Berliner Tätigkeit schrieb er selbst die Neudichtung. Drei Jahre darauf vollendete er die Komposition. Die drei Dramen des Äschylos verwandelte er in drei Akte eines abendfüllenden Musikdramas. Im Mittelpunkt des ersten Aktes liegt die Ermordung des Agamemnon. Eine der Hauptpartien fällt der hochdramatischen Kassandra zu. Der zweite Akt enthält das Totenopfer, das Orest darbringt, der die Mutter tötet.

Fesselnd ist es, die Weingartner'sche Auffassung dieses dramatischen Geschehens mit der Hoffmannsthal-Strauß'schen Fassung zu vergleichen. Die gewaltige Aussprache zwischen Mutter und Sohn, die Strauß vermeidet, macht Weingartner zum Herzstück seines ganzen Werkes. Hier brechen Töne so bebender Angst, so flehender Zartheit und so harter Strenge durch, daß es ist, als tropfe Blut aus den Klängen. Man hört eine Seele weinen. Wer die Lebenserinnerungen Weingartners kennt, der mag ahnen, daß in dieser Szene mehr und anderes nach Ausdruck ringt, als der Künstler selbst verraten mochte, und daß hier ein ungewöhnlich widerspruchsvolles Muttererlebnis in künstlerische Gestaltung flüchtet. Seit Freud in die Seelenabgründe des Unbewußten geleuchtet hat, ahnt man die tieferen Zusammenhänge zwischen Kindheitserlebnissen und den späteren zwangsläufigen seelischen Stauungen und Gegenstößen. Glücklich der Mensch, dem es gegeben ist, schwere Seelenbedrängnisse nicht krankhaft, sondern als Künstler und schöpferisch abzuleiten.

E. H.

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

PSYCHOANALYSE UND DICHTUNG

In der angesehenen Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion" (34. Bd. 1. Heft, Stuttgart 1933) veröffentlicht Hermann Pongs eine Abhandlung über Psychoanalyse und Dichtung. Ausgangspunkt ist ihm die fast ausnahmslos ambivalente Grundhaltung der Literarhistoriker zur Psychoanalyse, „die zu ihrer Erklärung selbst vielleicht schon der Tiefenpsychologie bedarf." Objektive Einsicht in die Berechtigung der Ansprüche der Psa. scheint dem Autor nur möglich zu sein vom übergeordneten Gesamtbegriff der Existenz aus; dieser Lebensbegriff, in dem sich Psa. und Dichtung unmittelbar berühren, ist das Unbewußte. Die Psa. bekennt sich selbst zu dieser existenziellen Basis, indem sie als Wissenschaft vom Unbewußt-Seelischen Gestalten und Motive der Dichtung in ihr Forschungsgebiet einbezieht. Hier besteht aber, meint Pongs, die Gefahr, daß diese ursprünglich rein ärztliche Disziplin das Dichterische in das Neurotische aufgehen läßt. Deshalb muß das in der Dichtung durch das Einmalig-Schöpferische der Persönlichkeit Gestalt gewordene Unbewußte aufs bestimmteste davon abgetrennt werden. Der Verf. geht nun daran, jene Werke Freuds, die Beziehungen zur Dichtung aufweisen, einer Betrachtung zu unterziehen, und es muß hier gesagt werden, daß dies mit bemerkenswerter Sachkenntnis und in durchaus würdiger Form geschieht. Von der „Traumdeutung" führt der Weg unmittelbar zur „Gradiva"-Arbeit. „Dies von Jensen intuitiv erfaßte Spiel des Unbewußten durch kluge Analyse aufzudecken, ist Freuds Meisterleistung, die sich weit interessanter liest als Jensens Novelle mit ihrem Gartenlaubenschluß." Daß die Tiefenpsychologie im Typischen bleibt und uns nicht das Charakterologisch-Besondere des Helden, das sich in seinen Erlebnissen und Handlungen äußert, nahebringt, macht allerdings der Literarhistoriker Freud zum Vorwurf. Hier sei Gelegenheit, die zwiespältige Haltung zur Psa. zu erklären. Wertvoll seien zweifellos die Einblicke in die Wirklichkeit des Unbewußten, die man der Psa. verdanke, aber die Methode sei unzulänglich und die analytische Deutung müsse durch die anagogische (H. Silberer) ergänzt werden. Die Psa. weiche der echten, geistgeborenen Dichtung, bei der der Dichter nicht mehr bewußt werde, mit ihrer Tagtraumtheorie aus, und auch die schöpferische Anlage des Künstlers werde

von ihr eingeklammert; den Psychoanalytiker interessiere nur der subjektive Sinn (Beziehung zum verdrängten Unbewußten des Künstlers), nicht die gegenständliche Bedeutung des Kunstwerkes. Vom Ödipuskomplex her nähert sich dann Pongs der Ödipustragödie und dem „Hamlet". Die tiefe Wirkung des griechischen Dramas liege in der Doppelnatur des Helden: Naturmächten unterworfen, von Geistesantrieben emporgerissen. Die tragische Katharsis vollende sich erst in der Aktivierung des Zuschauers, der den Triumph der verdrängenden Mächte über die infantilen Triebverfallenheiten miterlebe. Im „Hamlet" wiederum versage die analytische Deutung des Dänenprinzen als neurotischen Trägers hemmender Gefühlsambivalenz, wenn sie nicht anagogisch erweitert wird zu dem objektiven, kosmischen Zwiespalt von Geist und Leben, in den sich Hamlet hineingestellt sieht. Damit werde erst das tragische Weltgefühl erreicht, auf dem die ewige Wirkung des großen Dramas überhaupt beruht. Jahrzehnte später hat Freud dem Ödipuskomplex an einem anderen Werke der Weltliteratur nachgespürt: an Dostojewskis „Die Brüder Karamasoff". Auch hier gesteht er: „Leider muß die Analyse vor dem Problem des Dichters die Waffen strecken." Als Roman des Vatermords läßt Pongs in Übereinstimmung mit Freud die „Brüder Karamasoff" gelten („es ist erstaunlich, wie tief Freud damit ins Grundgewebe des Romans hineinleuchtet"), aber die Aufdeckung des Vaterkomplexes genügt seiner Ansicht nach nicht; wichtiger ist, wie jeder mit ihm fertig wird, daran zeigt sich der Charakter, daraus erwächst erst das einzelne Schicksal in seiner Einzigartigkeit und dafür wird im Roman die Mutterbindung vor allem verantwortlich gemacht. Freuds Analyse der Szene, wo der Staretz vor Dimitrij in die Knie fällt, gibt Pongs Anlaß, die psa. Deutung als mißverständlich zu bezeichnen. Die demütige Gebärde des Heiligen vor dem Sünder sei keineswegs unbewußte Heuchelei, sondern erschütternd echt; hinter diesem Mißverstehen verberge sich das tiefere Mißverstehen der Persönlichkeit des Dichters, richtiger des religiösen, tragisch-zwiespältigen Menschen mit der Polarität des Sünders und des Heiligen.

Je weiter die Untersuchung fortschreitet, desto unversöhnlicher offenbar sich der Gegensatz zwischen der analytischen Auffassung und der anagogischen des Literarhistorikers. (Er ist letzten Endes ein weltanschaulicher. A. W.) Symptom und Symbol, subjektive Gefühlsambivalenz und objektive Doppelwertigkeit (namentlich im Drama) sind Grundbegriffe, die die Unvereinbarkeit kennzeichnen. Immerhin ließe sich vielleicht mit ihnen eine Scheidung zwischen echter und unechter Dichtung durchführen, und in dieser Hinsicht könnte die Psa. wertvolle Dienste leisten. Pongs erkennt jedoch die Schwierigkeit der Anwendung im einzelnen Falle, da ja das echte dichterische Symbol vieldeutig und vielschichtig ist; in der Urschichte vollzieht sich der Übergang vom Symptom zum Symbol. Zum Schlusse weist der Autor darauf hin, daß die Psa. als geschichtliche Erscheinung und die zeitgenössische Dichtung aus denselben existenziellen Bedingungen hervorgewachsen

seien und daß darin die besondere Bedeutung der Psa. für die Dichtung beruhe. „Die beispiellose Entwurzelung und Vereinsamung der Menschenseele im Maschinenzeitalter" sei der verbindende Untergrund. Die Literaturwissenschaft müsse sich deswegen der Psa. offenhalten, mit dem Ziel, „ihre zerstörenden Tendenzen produktiv zu überwinden". Anzeichen hievon seien bereits erkennbar. Damit sei jedoch nichts getan, die Psa. radikal abzulehnen, wie es der junge Nationalismus tut.

Alfred Winterstein

Gerichtliche Medizin und Psychoanalyse

Auf dem XVII. Kongreß für gerichtliche Medizin in Paris, Mai 1932, hat P. Schiff sich warm verteidigend für die Psychoanalyse eingesetzt. (Annales méd. lég. de langue franc. 1932. XII. 634—638.) Ihr verdankt die Gerichtspsychiatrie Originelles und Nützliches. Sie hat die Kriminologie von den Fesseln des Lombroso'schen Fatalismus befreit und hatte als erste den Mut, auch bezüglich des Verbrechens von Prophylaxe und Therapie zu sprechen. Die Psychoanalyse wird Einfluß auf die Strafgesetz-Reform haben, ob dies bewußt anerkannt wird oder nicht. Die bessere psychologische Kenntnis der Feinde der Gesellschaft, der Verbrecher, fördert das Ziel der Kriminalistik: eine bessere Verteidigung der Gesellschaft gegen diese ihre Feinde.

In England und Deutschland wurden psychoanalytische Gutachten schon vielfach von den Richtern gefordert.

E. H.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

OTTO HINRICHSEN: DEPRESSION UND PRODUKTIVITÄT. (Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Sonderabdruck aus 144. Band, 3. und 4. Heft. Berlin 1933. 51. Seiten.)

Die wesensnotwendigen Zusammenhänge zwischen Produktivität und Depression ergeben eigentlich nur ein Thema der vorliegenden (es sei vorweg bemerkt: nicht leicht lesbaren und schwer zu übersehenden) Abhandlung des Schweizer Psychiaters, der, mit dem Ziel, den trügerischen Aspekt des Psychopathischen beim Schaffenden als solchen zu entlarven, seiner Unter-

suchung eine weitere, existenziale Betrachtungsweise zugrundezulegen bemüht bleibt. Die vom Autor erstaunlich fein beschriebenen innerseelischen Phasen des Produktionsprozesses dürfen, meint er, mit den Periodizitäten der manisch-depressiven Zustände (auch in ihren milderen Ausprägungen) keineswegs, wie es gerne geschieht, gleichgestellt werden. Der richtige medizinische Psychopath ist ja im Gegensatze zu dem Schaffenden auch zu keinem gesammelten Erleben, entschiedenen Wollen und Müssen, zu keiner richtigen seelischen Ökonomie fähig. Und was für den Produktiven gilt, zeigt sich mehr minder in jeder Lebenskrise, beim leidenschaftlich Liebenden sowohl als auch beim Gläubigen: Aufschwung und Sturz, selige Hochgestimmtheit und tiefste Niedergeschlagenheit. Auf Schöpfung folgt Erschöpfung. Depression hat also in bezug auf Produktion nur eine reaktive (nicht endogene) Bedeutung. Anderseits können auch zur Abwehr beliebig motivierter Verstimmtheiten produktive Vorgänge in Tätigkeit gesetzt werden, um Erlösung aus dem Leiden oder aus dem seelisch nur irgendwie bewegenden Erlebnis durch Produktion zu bringen. Freilich muß bei dem betreffenden Menschen der Drang zur Gestaltung schon an sich gegeben sein. Diese Gerichtetheit auf das Werk macht aus einem Rembrandt einen im sozialen Sinn Unverständigen, was aber nicht mit dem mehr biologisch orientierten Begriff des Psychopathischen zusammenfällt. Umgekehrt ist zum Beispiel der sonst sehr psychopathisch wirkende E. Th. A. Hoffmann als Jurist ein normales Mitglied der menschlichen Gesellschaft gewesen. Wesentlich ist dem Verfasser, daß die ähnliche Erscheinungsform nicht dazu führen darf, etwa die Selbstverlorenheit des Produktiven zu Gunsten von etwas zu Verwirklichendem oder seine dem Werke geltende Unruhe mit der Selbstverlorenheit eines schizophren Dissoziierten oder der ziellosen Unruhe eines Psychopathen gleichzuhalten. Auch birgt das geistige Produkt mehr als bloße Selbstdarstellung, wennschon auch diese, nämlich darüber hinaus Bedeutsames und Sinnvolles. Ein Wort R. Graßbergers, ein Verrückter und ein Pedant, gemeinsam vor einen Dichterkarren gespannt, könnten etwas produzieren, was einem Kunstwerk ähnlich sehe, wird herangezogen, um das seelische Plus des Schaffenden gegenüber dem nur pathologischen Individuum zu beleuchten. Dieses „Verrückte« ist in gewissem Sinne nichts anderes als Folge von Enthemmung, so daß man zu fragen versucht wäre, ob der Weg vom Pedanten, Philister zum Produktiven gar so weit sei. Hebbel äußert einmal sein Erstaunen darüber, daß nicht alle Menschen produktiv sind. Wahrscheinlich verhindern bei vielen bloß Hemmungen eine Begabung, aus Möglichkeit Wirklichkeit zu werden. Was läßt diese Menschen, fragt Hinrichsen ein wenig wunderlich, denn überhaupt eigentlich normal sein? Und er fügt berichtigend hinzu: normal scheinen, sich normal geben (Erscheinungsnormalität). Es ist dasselbe, was früher „sozial verständig" genannt wurde, und wie schon gesagt, kann man im medizinischen Sinne Psychopath und doch „verständig" sein in Anpassung

an bestimmte Zwecke der Existenzfristung. Wohingegen der (vielleicht an sich gesunde) Schaffende, der sich Eigenziele setzt, seine eigene Lebensform sucht, ein Rembrandt, ein Beethoven, leicht in Widerstreit mit seiner Kulturumwelt und seiner Zeit gerät. Hinrichsen will aber deshalb durchaus nicht das Erleben des Psychopathen als normal ansehen. Er drückt es sehr zutreffend so aus: Gewisse Werte sind für diesen nicht zwingend, nicht gefühlsmäßig verbindlich, sondern ihm eben nur gegeben als für andere, in der Umwelt geltend. Hier wendet sich der Autor gegen Freuds historische Auffassung der Moral, indem er von Anfang an den Keim der späteren Ethik gewissermaßen als ein seelisch Triebhaftes den vitalen Trieben, wenn auch noch nicht scharf, gegenüberstehen läßt. Auch die Strukturanalyse übersehe das Triebhafte im Charakter selbst. Dieses lasse Werte als verbindlich erscheinen und damit seien Aufgaben gegeben, so die, ein normales Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Wohlgemerkt: immer nur einer zeitlich bestimmten. Während jedoch der (von seiner Umwelt entsprechend geformte) Durchschnittsmensch nur diese eine Leistung kennt, hat die außergewöhnliche Persönlichkeit auch andere Werte zu verwirklichen. Ein Konflikt zwischen diesen Aufgaben und jener läßt dann das Individuum relativ abnorm erscheinen, wie ja übrigens auch das sozial Normale nur etwas Relatives ist. In immer neuen Varianten versucht Hinrichsen dann wieder hinter dem erscheinungsmäßig Gemeinsamen von echter Produktivität und Psychopathie das Wesensverschiedene aufzuzeigen. Der schriftstellernde Psychopath ist noch lange kein wirklicher Dichter (pathologische und produktive Enthemmung). Anderseits kann die schöpferische Persönlichkeit gewiß auch etwas psychopathisch sein (dies mag ihrer Produktion sogar förderlich sein), aber man ist, um mit dem Autor zu sprechen, noch kein Psychopath oder Neurotiker, wenn man es irgendwie ist, sondern man muß es vorwiegend, nicht bloß nebenbei auch etwas sein. Insoweit man es wesentlich ist, erscheint freilich auch die Leistungsfähigkeit in bestimmter Richtung und bestimmtem Umfang herabgesetzt. Lange-Eichbaum hat dies einmal so ausgedrückt: etwas Psychopathie sei gut, zuviel von Übel. Aber auch diese ist nicht beteiligt an dem wahrhaft Originalen, Einzigartigen des genialen Kunstwerkes, das aber nichts zu tun hat mit allem, was von der Psychopathie her stammen mag, dem allzu Individuellen oder dem psychopathisch Interessanten. In den Kreis des Produktiven bezieht Hinrichsen jedoch nicht nur den werkschaffenden Produktiven ein, sondern auch die Persönlichkeit mit „innerer" Produktivität, die sich selber schafft, sich selbst verwirklicht. Dieses an sich selbst arbeitende Individuum fühlt sich gehoben mit jedem geglückten Schritte dem Ziele zu und niedergeschlagen, wenn ihm dies nicht gelingt. Die Trennung von produktiver und psychopathischer Person mahnt den Verfasser zur Vorsicht gegenüber der Aufstellung Kretschmers, die zyklothym, zykloid, manisch-depressiv bloß als dem Grade nach Verschie-

denes betrachtet. Eine weitere Beziehung zwischen Produktivität und Depression ergibt sich Hinrichsen aus den im Charakter wohnenden Gegensatzpaaren. Nur ein Beispiel: der humoristisch Produktive ist bekanntlich im Grunde sehr ernst, ja melancholisch. Der Hanswurst, um einen krassen Fall zu nehmen, empfindet wohl, wenn er Künstler ist, sein zeitweises Hanswurstsein als etwas in ihn fahrendes Dämonisches und diese produktive Seite seines Wesens mag ihm, dem ernsten Menschen, verächtlich erscheinen und ihn deprimieren. Wie denn die zwingende Macht des Produktiven, die mit einer aus der Verdrängung auftauchenden Charaktereigenschaft zusammenfällt (etwa der Träumer im Realisten), von dem bewußten Menschen in seiner Wehrlosigkeit leicht als niederdrückend empfunden wird. Zur Hochzüchtung eines solchen Zweiten in uns bedarf es aber, meint Hinrichsen, keiner Psychopathie, das Individuum kann dabei ein normales Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein, und er verweist wieder mit Jaspers nachdrücklich auf die Paradoxie des Gesundheitsbegriffs. Gegenüber einer verbreiteten wissenschaftlichen Auffassung, die nur Zustände beschreibt, will Hinrichsen, ähnlich wie die Psychoanalyse, die Dinge von innen, vom Erleben her erfaßt sehen, betont auch die innerseelische Aktivität und die (oft vernachlässigte) Wechselwirkung zwischen Individuum und kultureller Umwelt. Und zu guter Letzt fragt er, ob der Psychotiker, der in bestimmter Art seelisch Gestörte nicht doch in gewisser Hinsicht noch gesund sein, seelische Kraft besitzen müsse, um psychotisch produktiv zu sein. Als das Verbindende zwischen Genie und Irrsinn erscheint ihm nun interessanterweise Produktivität in normaler oder psychotischer Äußerungsform. Die bei beiden Arten von Produktivität erforderliche Triebkraft stammt, sagt er, aus gesundem Boden; auch in der Psychose sollte man vor allem auf die Leistung sehen, ebenso wie Gesundheit (seelische Normalität) als Leistung zu betrachten sei. Mit dieser fruchtbaren Wendung vom Kranken im Gesunden zum Gesunden im Kranken hofft Hinrichsen die psychopathologische Forschung aus dem Kreise, in dem sie sich beständig bewegt, einmal herauszuführen.

Alfred Winterstein

PRIV.-DOZ. DR. OTTO KANT: KRITISCHES ZUR CHARAKTERLEHRE FREUDS UND ADLERS. (Aus der Klinik Gaupp in Tübingen). Münch. med. Wochenschr. 1933, Nr. 17.

Die Tendenz der Arbeit richtet sich gegen den Rationalismus der Psychoanalyse, denn der mehrschichtige Pensönlichkeitsaufbau und vor allem seine Entwickelung sei verstandesmäßig nicht zu erklären, etwa aus bestimmten Triebschicksalen oder Erlebnismomenten, — genau wie die Entwicklung eines Blütenstrauches aus einem Samenkorn jeder verständlichen Erklärung trotze.

Nur beim Psychopathen, bei gewissen neurotischen Naturen, habe es Geltung, daß die Persönlichkeitsentwicklung Ergebnis eines verstandesmäßig faßbaren Schicksals sei, z. B. bedingt durch den Ödipuskomplex; hier trete die lebendige Eigengesetzlichkeit zurück.

Die Lebensentwicklung des Gesunden jedoch folge vielmehr irrationalen Anlagegesetzen, je erdhafter er sei, desto mehr. Auch in der Persönlichkeitsforschung müsse das Irrationale den ihm gebührenden Platz einnehmen, „die lebendige Entwicklung liege jenseits allen rationalen Verständnisses«.

Die Psychoanalyse präge dem Gesunden irrtümlich Gesetzmäßigkeiten des Abnormen auf. Für die gesunde Charakterentwicklung sei die rationalisierende Tendenz abzulehnen.

Diese Grenze zwischen Gesunden und Kranken zu ziehen, ihnen verschiedene Wachstumsgesetze zuzumuten, ist natürlich ein Irrtum. Gewiß ist die Anlage, so gewichtig sie in Betracht kommt, praktisch nicht recht faßbar oder meßbar. Aber das Erlebnis, das Schicksal in der Psychogenese des „Normalen" ist genau so erkennbar, verstandesmäßig faßbar, wie beim Kranken. Beide haben dieselben Komplexe zu überwinden. Vielfach machen die Quantitäten die Unterschiede. Man vergleiche z. B. die Entwicklung des Überichs beim Gesunden und Kranken. Aber dazu sind eben Analysen an Gesunden gleichfalls zu üben, wozu wir Psychoanalytiker in den Lehranalysen genügend Gelegenheit für Erfahrungen finden.

E. H.

PROF. JOHANNES NAGLER: ANLAGE, UMWELT UND PERSÖNLICHKEIT DES VERBRECHERS. Stuttgart, 1933, Ferd. Enke.

Es ist wieder einmal „Schichtwechsel" in der Weltgeschichte; wir stehen im Übergang von überlebten oder wenigstens so empfundenen Anschauungen zur Aufrichtung neuer Ordnungen und Autoritäten, meint der Autor. So wird alles, was Anthropologie und Medizin, Tiefenpsychologie und Milieulehre in den letzten Jahrzehnten den Kriminalisten gelehrt haben, über den Haufen geworfen. „Das Verbrechen ist wieder volle Persönlichkeitsleistung, der Verbrecher verursacht schuldhaft den rechtswidrigen Erfolg, er frevelt kraft seines Willensfehlers."

Weg mit der Psychologie des Unbewußten und dem philosophischen Determinismus, Liquidierung der kranken Gegenwart; hinein in die „aufkommende Flut, die in Selbstverantwortung, Pflichtgefühl, Unterordnung und Dienst am Ganzen zu den alten Kraftquellen vorstößt".

E. H.

PROF. TANENARI CHIBA: ÜBER DAS „MUKI"-GEFÜHL. Sendai (Japan), 1933, Tohoku Psychologica Folia.

Es wird die Frage aufgeworfen, ob es außer Lust und Unlust auch neutrale, gewissermaßen gleichgültige Gefühle gebe. Wenn es einen Gefühlszustand gibt, bei dem kleine oder kleinste Lust oder Unlust nicht denkbar ist, und der auch nicht aus einer Mischung von Lust und Unlust besteht, müssen wir ihn als einen dritten Gefühlszustand betrachten. Auch Lipps kennt zwischen Lust und Unlust ein eigentümliches Gefühl der Gleichgültigkeit an, das nicht etwa mit einfacher Abwesenheit des Gefühls der Lust oder Unlust gleichbedeutend ist. Der Buddhismus nimmt gleichfalls drei Zustände an: das Leiden, die Behaglichkeit und die Indifferenz. Dieses „Muki"-Gefühl ist ein dritter subjektiver Zustand, auf den allerdings sowohl Lust wie Unlust zurücksinken und aus dem beide enstehen. Es ist das Urgefühl; in diesem Sinne können wir es „Eigengefühl" nennen.

E. H.

Eigentümer Verleger und Herausgeber:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Schriftleiter und verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Hitschmann, Wien, IX., Währingerstraße 24

Das vorhergehende Heft enthielt u. a. folgende Beiträge